Freybe, Albert,

Martin Luther in Sprache und Dichtung Von Dr. Albert Freybe

Gütersloh 1889

# Martin Luther

in

# Sprache und Dichtung.

---

Von

**Dr. Albert Freybe,**
Oberlehrer am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1889.

Herrn Pastor Eichhorn in Corbach

und

Herrn Kirchenrat Rocholl in Breslau

den

treubewährten Freunden und Mitkämpfern

meines lieben heimgegangenen Vaters

in dankbarer Verehrung

zugeeignet.

# Vorwort.

Als der Verfasser im Jahre 1882 von der Redaktion der konservativen Monatsschrift für das christliche Deutschland aufgefordert wurde, „Luther in Sprache und Poesie“ für ihren Leserkreis zu behandeln, da geschah es in der immer wachsenden Erkenntnis von der Unhaltbarkeit der herkömmlichen, auf eine gelegentliche misverständliche Äußerung Luthers in den Tischreden (vgl. unten S. 41) sich stützenden Ansicht, nach welcher er sich ohne weiteres die sächsische Kanzleisprache angeeignet und von ihr abhängig gemacht habe. Ohne das Verdienst der Kanzleisprache der Höfe, insonderheit das der Kaiserlichen Kanzlei Maximilians und des Kaiserlichen Kanzlers Niklas Zieglers zu unterschätzen (vgl. u. S. 22—24) — es ist kurzgesagt das Verdienst einer Vermittlung zwischen nord- und süddeutscher Rede für eine amtliche Urkundensprache —, muß doch die Ansicht, als habe irgend eine Kanzleisprache Luthern, der ohnehin die Sprache exklusiver Kreise am wenigsten brauchen konnte, sein Sprachmaterial geboten, als eine völlig irrtümliche aufgegeben werden seit den inzwischen erschienenen Schriften von Paul Pietsch (M. Luther und die hochdeutsche Sprache, Breslau 1883) und von Fr. Kluge (Von Luther bis Lessing, 2. Aufl. Straßburg 1888). Wie wenig Luther die latinisierend verzwickte engbrüstige Juristen- und Kanzlistensprache verwerten konnte, hat er uns selbst gesagt: „Es achtet Niemand echt deutsch zu reden, sonderlich die Herren Canceleien und die Lumpenprediger und Puppenschreiber, die sich lassen dünken, sie haben Macht, deutsche Sprach zu ändern, und dichten uns täglich neue Wörter.“ Hat er nun selber nicht im geringsten daran gedacht, der Kanzleisprache kanonische Geltung einzuräumen, die er zudem gar nicht brauchen konnte (vgl. u. S. 37—44), so sollten auch die Handbücher der Litteraturgeschichte und durch sie die

Schulen den hergebrachten und stets willig nachgesprochenen Irrtum aufgeben, als habe er „die Sprache der sächsischen Kanzlei zur deutschen Gemeinsprache erhoben.“ Jene beiden genannten Schriften führen in überzeugender Weise den Beweis, daß nicht sowohl Luther von den Kanzleien, als diese vielmehr von ihm gelernt haben, womit eigentlich nur in glänzender Weise sowohl das Urteil des Reformators selbst bestätigt wird, der die Kanzleisprache für seine volkstümlichen Ziele als so unbrauchbar wie möglich darstellt, als auch das von J. Jonas, der in seiner Rede über der Leiche Luthers im Jahre 1546 es betont, daß die Kanzleien von ihm gelernt, wie anderseits Clajus schon behauptete, daß Luthers Sprache nicht etwa neben der Kanzleisprache, sondern allein das Muster des Hochdeutschen sei. Somit ist durch jene Schriften von Pietsch und Kluge, denen eine gleich wertvolle Abhandlung von Wülcker (in der Germania, Zeitschrift für deutsches Altertum 1883, Heft 2) voraufgegangen war, endlich wieder Klarheit gekommen in die Frage über das Verhältnis der Kanzleisprache zu der durch Luther geschaffenen neuhochdeutschen Schriftsprache. Möchten vor allen unsere Gelehrtenschulen die Resultate dieser Arbeiten, die auch in der vorliegenden Schrift mit Freude und Dankbarkeit verwertet sind, nicht länger ignorieren! Dann würde sich die richtige Erkenntnis auch in weitere Kreise verbreiten. Zumal im Hinblick auf unsere „höheren Schulen“ hat der Verf. die in den Jahren 1883 und 1884 in jener Zeitschrift niedergelegte Abhandlung nunmehr erweitert, da gerade auf unsern Schulen und Universitäten erfahrungsmäßig die hervorragende sprachgeschichtliche schöpferische Bedeutung Luthers ebensowenig wirklich begriffen und gewürdigt zu werden pflegt, wie der geschichtliche Zusammenhang seiner Sprache und Poesie mit der Vergangenheit, von der sich Luther wie nirgends, so auch auf diesem Gebiete keineswegs gewaltsam loslöst. Daß nur in dem geschichtlichen Zusammenhange mit der Vergangenheit die göttlich providentielle Bedeutung auch unserer neuhochdeutschen Sprache erkannt werden kann, die nicht etwa erst auf einem gewissen Punkte unserer Sprachgeschichte plötzlich und unvermittelt hervortritt, vielmehr aus jener organisch hervorwächst, das scheint man auf unseren

Gelehrtenschulen, wo es doch am wenigsten geschehen sollte, je länger je mehr zu ignorieren.

Indessen ists nicht nur die sprachgeschichtliche Bedeutung Luthers, für welche diese Blätter ein Verständnis zu wecken versuchen, sondern ebenso ists seine wahrhaft poetische Bedeutung. Sprache und Dichtung aber stehen bei Luther in so inniger und untrennbarer Verbindung mit seiner Volks- und Gottesgemeinschaft, daß man an ihm wie nirgends sonst als an einem Prototyp die Sprachniedersetzung eines von den höchsten göttlichen Kräften erfüllten Volkstums bewundern kann. In ihm, dem deutschen Bauernsohn und dem begnadeten lauteren Gotteskinde, vermählt sich in wunderbarer Weise echte deutsche Einfalt mit unergründlicher Tiefe, volkstümliche Lebensanschauung und Lebensfreude mit göttlicher Intuition und jener Freude am Herrn, die des begnadeten und gerechtfertigten Sünders Stärke ist. Er kennt keinen Himmel ohne Erde und keine Erde ohne Himmel: beide sind ihm ein Organismus. Das macht ihn zum Dichter im höchsten Sinn des Worts. So erscheint er in dem Heldentume eines echten Volks- und Gotteskindes durchweg; so auch in seinem Hause, wo der teure Volks- und Gottesmann als Poet von Gottes Gnaden inmitten des alltäglichen Lebens waltet. Während gerade hier unter dem Banne unpoetischer häuslich drückender Sorge und Alltäglichkeit den meisten Dichtern Sang und Klang versagt, ertönt er in dieser Hütte Gottes bei den Menschen stets neu, wie dies die vorliegende Schrift im 7. Abschnitt ausführt, der uns die Wittenberger Nachtigall in ihrem heimischen Neste zeigt, das zu einer Kantorei wird, von wo sie ihre Lieder weithin erschallen läßt.*) Auch diese Lieder sind in unsern Schulen wie in weiteren Volkskreisen leider keineswegs so bekannt, als man glauben sollte, weshalb das Interesse für sie in den vorliegenden Blättern u. a. auch dadurch zu wecken versucht ist, daß auf Zeit und Umstände ihrer Entstehung, wie auf

*) Wem es um eine genaue Kenntnis des sehr ausgedehnten Hauswesens Luthers zu thun ist, der findet eine zugleich sehr anschauliche und ansprechende Schilderung desselben in dem Schriftchen von D. Rietschel, Luther und sein Haus; mit zwei Holzschnitten. Halle, Niemeyer in Kommission (58 S.), 20 Pf., ein ebenso wertvolles wie billigst zu erlangendes Besitztum für jede deutsche Hausbibliothek.

den Segen, den sie einst in geradezu wunderbarer Weise verbreiteten, hingewiesen wird. Was Leopold v. Ranke in seiner Geschichte des deutschen Volks im Reformationszeitalter vom kleinen lutherischen Katechismus rühmt, wenn er den Mann selig preist, der sich täglich mit dem Inhalte desselben nährt, das gilt auch von manchen dieser Lieder. Selbst das gereifteste Christenleben wird weder jenem, noch diesen entwachsen. Je mehr wir uns aber in sie hinein und aus ihnen herausleben, um so mehr werden sie auch in unserm Hause wiederklingen.

Wenn wir endlich unsere Jugend mit vollem Recht überall auf das wahrhaft Klassische in seiner unverwüstlichen Dauerbarkeit und Gesundheit hinweisen — warum denn nicht auf die Meisterwerke Luthers, der doch als Deutschlands größter Klassiker von unsern Litterarhistorikern anerkannt und gerühmt wird?*) Aber es frommt nicht bei all seinem Ruhm, dessen er ohnehin nicht bedarf, nur eine Weile fröhlich sein. Trotz aller, sonst unverächtlichen Lutherfeier und Lutherfestspiele ist die alte Klage Lessings auf Klopstock auch hier vollbegründet:

> Wer wird nicht einen Luther loben?
> Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
> Wir wollen weniger erhoben
> Und fleißiger gelesen sein.

So möge denn die kleine Schrift an ihrem geringen Teile mit dazu beitragen, daß sich das heranwachsende Geschlecht unserer lernenden und studierenden Jugend mehr als bisher an Luthers Sprache und Poesie nähre — gleich jenen beiden alten treuen Zeugen unserer lutherischen Kirche, welche diese Blätter in dankbarer Verehrung grüßen.

---

*) Das Vademecum aus Luthers Schriften von Krüger und Delius (Gotha, Perthes 1885), sowie jener vortreffliche Auszug aus seinen Werken, der unter dem Titel „Luther als deutscher Klassiker", Frankfurt 1871 f. erschien, könnten da vorzügliche Dienste thun.

# I. Einleitung.

Der teuffel achtet meynen geyst nicht so fast, alls meine sprache vnd feder ynn der schrifft.

Luther: An die Radherrn aller stedte deutsches lands.

Er war ein trefflicher gewaltiger Redner, ein überaus gewaltiger Dolmetscher der ganzen Bibel. Es haben auch die Kanzleien zum Teil von ihm gelernt recht deutsch schreiben und reden; denn er hat die deutsche Sprache wieder recht herfür gebracht, daß man nun wieder kann recht deutsch reden und schreiben, wie das viel hoher Leut müssen zeugen und bekennen.

Dr. J. Jonas über der Leich des D. M. Luther, Wittenberg 1546.

Die natürlichen Gaben der Völker auf dem Gebiete der Sprache und Poesie, diese Wunder mit ihrer geheimnisvollen göttlich schöpferischen Offenbarung und Verkörperung des Lebens auf den nationalen Grundlagen der so verschiedenen Volkspersönlichkeiten, Gaben, die einst von dem Gott der Geister alles Fleisches den Völkern bei ihrer Trennung auf ihre Wege mitgegeben wurden, auf daß zuletzt wieder alle Völker, Stämme, Sprachen und Zungen als eine Stimme großer Wasser und starker Donner dem allmächtigen Gott ihr Halleluja darbringen (Apoc. 19, 6), — sie alle finden diese ihre Weihe, Verklärung, Erneuerung und Vollendung nur durch das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo in der Kirche des Herrn, innerhalb deren der heilige Geist die Völker beruft, sammelt, erleuchtet und, indem er die Liebe zum Herrn der Herrlichkeit, dem Weltvölkerherrn, entzündet, auch die Sprache erneuert und heiligt. Wie er aus den getrennten Völkern eine heilige allgemeine christliche Kirche sammelt, so bildet er auch eine heilige christliche Sprache in zwar langsamer, aber durch die Jahrhunderte in stetig stillem Wachstum sichtbarer Arbeit, bis zuletzt alle Sprach- und Völkertrennung als siegreich überwunden erscheint

durch Den, der da ist würdig zu nehmen, zumal durch Sprache und Lied, Lob und Ehre, Weisheit und Dank und Kraft und Stärke. Der einstimmige brausende Lobgesang aller Völker und Stämme, Sprachen und Zungen am Thron des für sie gestorbenen, auferstandenen und gen Himmel gefahrenen Herrn wird einst die volle Erfüllung sein von dem Inhalt des Worts ökumenischen Bekenntnisses: „Ich glaube eine heilige allgemeine christliche Kirche," ein Bekenntnis, welches eine heilige allgemeine christliche Sprache in sich schließt. Die Ansätze zur Erfüllung dieses Glaubens, dem am ersten Pfingstfest schon einmal solche trostreiche Erfüllung voraus dargestellt ward, bieten die Sprach- und Litteraturperioden der einzelnen Jahrhunderte, welche bezeugen, daß das Evangelium segenspendend über die Erde geht, auch in Bezug auf Sprache und Litteratur, indem die Kirche jedem Volk in seiner Sprache den bringt, der da spricht: „Siehe, Ich mache alles neu." Wo ein Volk das Evangelium vom fleischgewordenen Wort aufnimmt, oder aber verwirft, kommt auch für seine Sprache und Litteratur entweder segensreiche Erneuerung und Bereicherung, oder Verderbnis, und die verschiedenen Sprach- und Litteraturperioden sind sowohl in ihrer Blüte wie in ihrem Verfall laute Zeugen von dem annehmenden, oder ablehnenden Verhalten des Volks zum Worte Gottes und seiner Vokation. Erst durch das Wort Gottes wird den Sprachen der Völker der höchste Reichtum geistigen Gehalts einverleibt; der vermehrte, vertiefte und erweiterte Wahrheitsbesitz vermehrt und erweitert, wie die Physiologie der Sprachen zeigt, den Sprachschatz, eine Erfahrung, welche die Geschichte unserer deutschen Sprache reichlich bestätigt. Kirche und Sprache stehen in inniger Wechselbeziehung und Wirkung.

Daß mit dem Worte Gottes, dem Träger des heiligen Geistes, der da ist der rechte Sprachbildner und Sprachmeister — für die Sprache der Völker allemal eine Erneuerung nach Gehalt und Gestalt kommt, wie sie keine Menschenkunst, keine Philologie hervorbringen kann, das haben nicht nur die Apostel des Herrn am Geburtstage der Kirche: das haben auch wir in unserer deutschen Sprache und Litteratur so unzweideutig erfahren, daß man erst die Augen verschließen muß, um es zu leugnen; wir haben es erfahren von dem ersten Ringen des deutschen Geistes mit dem Christentum zur Zeit eines Bonifatius und Kaiser Karl des Großen,

eines Ulfilas und Notker bis zur Verschmelzung des Christentums mit deutschem Geist in Luther und Klopstock. Gerade die Namen Ulfilas, Notker, Luther und Klopstock, wie sehr diese Zeugen von der Herrlichkeit des Worts auch untereinander verschieden sind, sie alle erscheinen, wenn schon in gemessenem geistigem Abstand, in vier Litteraturperioden als gewaltige Zeugen für die gnadenreiche schöpferische Gestaltung und Erneuerung unserer Sprache durch das Wort Gottes. Denn auch die Messiade, wie sehr man sie sonst als episches Gedicht tadeln, ja verurteilen mag, repräsentiert doch den Anfang einer neuen Litteraturperiode, und Herder hat vollkommen recht, wenn er sie das erste klassische Buch seit Luthers Bibelübersetzung nennt; so war seit Luther nicht mehr geredet und geschrieben. Durch seinen Gesang von der sündigen Menschen Erlösung hat Klopstock unserer Sprache ihre zeitweise verlorene inhaltliche Fülle wiedergegeben, sie außerordentlich bereichert und abermals gezeigt, daß Erneuerung der Sprache und Litteratur immer zugleich Erneuerung des allgemein geistigen Lebens bedeutet und daß es kein wirksameres Erneuerungsmittel giebt, als das in die dunkelsten Tiefen und in die lichtesten Höhen führende Wort Gottes. Dies schreckende und tröstende, tötende und lebendig machende Wort haben Ulfilas, Notker Labeo, Luther und Klopstock unserm Volk als das wirkungsvollste, gewaltigste Erneuerungsmittel des geistigen Lebens dargeboten, nachdem es zuvor an ihnen selbst diese seine schöpferische Kraft bezeugt hatte; so vor allen an Luther, der seine Gewalt mit tausend Schmerzen und Freuden an sich erfuhr, wie seit dem Apostel Paulus und dem h. Augustin sonst niemand. Mit diesem Schrecken von Sünde und Tod und mit dieser Freude an dem sündentilgenden und todesüberwindenden Herrn Christus hat Luther das Wort Gottes in Gesetz und Evangelium in sein geliebtes Deutsch übertragen und mit dieser Übertragung sprachumgestaltend und spracherneuernd gewirkt wie kein anderer. Diese Bibelübersetzung ist der Mittelpunkt unserer ganzen Sprache und Litteratur: sie weist bedeutungsvoll wie vorwärts so rückwärts in die Jahrhunderte unserer Vergangenheit, wo auf dem Gebiet der Sprache die Keime und Ansätze gegeben wurden, die durch Luther zu ihrer vollen Entfaltung kamen. Denn wenn sich überhaupt die Abhängigkeit der Gegenwart von der Vergangenheit auf keinem Gebiet unseres Lebens so

schlagend zeigt, wie in der Sprache, so müssen wir sagen: unsere hochdeutsche Sprache steht noch unter den Folgen der Schicksale, die sie in der früheren Zeit durchgemacht hat. Dieser Zusammenhang der Sprache Luthers mit der der früheren Sprachperioden ist auch für den ungläubigsten Zweifel überzeugend erwiesen und in ein ganz neues überraschendes Licht gestellt u. a. auch durch das Wörterbuch der Brüder Grimm, so daß es heute, wo uns die Geschichte fast jedes einzelnen deutschen Worts vorliegt, nicht mehr möglich ist, Luthers Sprache außer Zusammenhang mit der Vergangenheit zu betrachten, geschweige denn zu begreifen.

# II. Von Ulfilas bis Luther.

1.

An der Spitze unserer gesamten deutschen Sprache und Litteratur steht die erste Bibel germanischer Zunge, die Übersetzung des Ulfilas, als erster Name unserer ganzen großen Litteraturgeschichte, in mehr als einer Beziehung aller Auszeichnung wert. Von dem Arianismus der Goten findet sich in der Bibelübersetzung des Ulfilas,*) des Bischofs der Westgoten, dieses heiligen und unbefleckten Priesters des Herrn, wie ihn die Zeitgenossen nannten († 381), keine Spur. Sie ist dabei so treu und geschickt, daß selbst feine Beziehungen des Grundtextes glückliche Berücksichtigung finden, doch weicht Ulfilas auch ab, wo die eigene Sprache es verlangt: eine durchaus wohlgelungene Übersetzung, die erste germanische Prosa, voll unsterblicher Verdienste. Bis auf sie, sagt W. Wackernagel,**) muß alles, was man über germanische Sprache berichten soll, mühsam und nicht stets sicher aus vereinzelten Worten entnommen werden: hier zuerst haben wir ganze zusammenhängende Rede. Und welche Vollkommenheiten der Sprache geben sich da kund: recht zur Beschämung und Belehrung derer, die da meinen, je älter eine Sprache, desto ungeordneter sei sie auch, und je die neuste Zeit erst habe nach Jahrhunderten und Jahrtausenden der Verwirrung das Rechte hergestellt. Hier walten noch und entwickeln sich die Sprachgesetze in reichster, aber in festgegliederter Mannigfaltigkeit, hier noch in wechselnden Lautfarben und stets wechselnder Gestalt der Worte. So kann z. B. das Gotische noch den Nominativ und den Vokativ unterscheiden vom Accusativ (Nom. sunus, Voc. sunau, Acc. sunu), den Dualis vom Pluralis in

*) Er stammte von gefangenen Kappadociern ab. Vgl. Actor. 2, 9.

**) Litteraturgeschichte § 9.

der Deklination wie in der Konjugation; das Passivum ohne Hilfswort, bloß durch die Endung (haita ich rufe, haitada ich werde gerufen). Aus allen diesen Vorzügen ergiebt sich auch dem Übersetzer ungesucht ein freierer, leichterer Satzbau. Bedenken wir, daß Ulfilas zu seiner Bibelübersetzung sich erst ein Alphabet schaffen mußte*) — denn zu geläufiger Anwendung auf dem Papier und Pergament und zur Darstellung aller gerade im Bibelwerk vorkommenden Laute taugte die Schriftart des schon vorhandenen Runenalphabets nicht — so ist schon aus diesen wenigen Andeutungen klar, welchen eminenten Wert sein Werk für die Geschichte der Sprache und Schrift hat. Das Gotische selbst ist der Nach- und Ausklang der älteren Sprache der Germanen und diese Sprache der berühmten Ost- und Westgoten, deren Quellen dem 4. bis 6. Jahrhundert angehören, überbieten an Reichtum und Vollendung der grammatischen Formen alle jüngeren Dialekte. Die Behandlung der deutschen Sprache wird deshalb überall auf das Gotische zurückgehen müssen. Unser Wort deutsch z. B. stammt ab von diet, got. thiuda (Volk); im Gotischen heißt thiudiskô ἐθνικῶς; deutsch demnach das, was dem Volk angehört (gentilis). Unser Wort Dieb, got. thiubs, bleibt in seiner Abstammung dunkel, wenn man nicht das gotische thiubjô = heimlich (clam) hinzunimmt. Der Nachdruck liegt also auf der Heimlichkeit, mit welcher der Dieb verfährt. Man braucht nur gotische Wortformen zu nennen wie staiga (Steig, Weg), stairno (Stern), sundro (abgesondert), sunus (Sohn), taihun (zehn), tvalif (zwölf), tveifls (Zweifel), thaurstei (Durst), theian (gedeihen), luftus (Luft), luston (begehren), harduba (hart), hansa (Schar, Menge), halja (Hölle), Fritha-reiks (Friedrich), freidjan (schonen), haims (Dorf, Flecken), ara (Aar, Adler), um die Verwandtschaft dieser klangvollen Formen mit unserm Neuhochdeutsch zu erkennen. Dennoch muß man sich vor dem Irrtum hüten, als sei das Gotische die Stammmutter der übrigen germanischen Sprachen: es ist vielmehr nur ihre ältere Schwester und starb schon in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters aus, indem die Goten in Italien und Spanien mit der Zeit ihre väterliche Sprache aufgaben.

---

*) Es entstand ihm auf Grundlage des Lateinischen, Griechischen und der Runen.

2.

Dagegen haben sich drei andere Hauptzweige, obschon unter fortdauernden Umgestaltungen bis auf den heutigen Tag erhalten, das Altnordische, das Niederdeutsche und das Hochdeutsche, das sich der Zeit nach wieder in Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch unterscheidet. Gerade auf das Hochdeutsche werden wir als auf die Grundlage der neuhochdeutschen Sprache der Bibelübersetzung Luthers nachdrücklich hingewiesen. Ohne ein Verständnis der althochdeutschen Sprache ist auch die neuhochdeutsche nicht zu begreifen. Als Schriftsprache herrscht jetzt das Hochdeutsche vom südlichen Abfall der Tiroler-Alpen bis an die Nord- und Ostsee, während die Sprache des Volks auf einem viel kleineren Gebiete hochdeutsch ist. Nur etwa zwei Dritteile des Landes, dessen Schriftsprache die hochdeutsche ist, werden von hochdeutschen Stämmen bewohnt. Die Mundarten dieser Stämme scheiden sich in den meisten Gegenden scharf von den niederdeutschen ab. Die schriftlichen Denkmäler unserer hochdeutschen Sprache beginnen mit dem 7. Jahrhundert und seitdem ist kein Jahrhundert vergangen, das uns nicht eine Anzahl hochdeutscher Schriftwerke hinterlassen hätte. Wir können daher die Entwicklung unserer Sprache durch einen Zeitraum von mehr als 1000 Jahren Schritt vor Schritt verfolgen; die erste Periode ist die althochdeutsche, vom 7. Jahrhundert bis gegen 1150; die zweite, die mittelhochdeutsche, von 1150 bis zur Reformation; die dritte endlich, die neuhochdeutsche, beginnt mit der Reformation und dauert bis heute fort. Jene erste Periode war die Zeit, wo das Christentum sich die deutsche Sprache zu Diensten zu machen begann und vor allem auf den Sprachschatz den nachhaltigsten Einfluß übte, wie uns das R. v. Raumer in seiner Schrift über die „Einwirkung des Christentums auf das Althochdeutsche" (Stuttgart, 1845) in gründlichster und überzeugender Weise gezeigt hat. Die hochdeutschen Stämme zerfallen in die drei Hauptmassen der Schwaben, Bayern und Franken, man erkennt sie sicher an der Lautverschiebung, wie z. B. an der Umwandlung des älteren t im Anfange der Wörter in hochdeutsch z (to in zu, top in Zopf u. dgl.), denn gerade im Gange der Lautverschiebung ist jetzt die Sprache über die frühere germanisch-gotische Gestalt hinausgegangen. Die älteren Tennes werden zu Aspiraten. Auch erwachsen der

Sprache zwei dem Gotischen noch unbekannte Laute, ein kurzes e und ein kurzes o. An Lauten ist das Althochdeutsche durch die Angleichung und Verschiebung reicher und mannigfaltiger geworden, in der Flexion ärmer. Nur beim Adjektiv und Pronomen kann es noch den Nominativ vom Accusativ unterscheiden, beim Substantiv dagegen gilt die Form des Accusativ für den Nominativ. Einen eigenen Vokativ giebt es nicht mehr. Der Dualis ist in der Deklination bis auf einige Spuren, in der Konjugation gänzlich verschwunden, ebenso das Passivum. Dagegen erfreut sich das Althochdeutsche einer Deklinationsform, die im Gotischen unnachweisbar ist, eines Ablativ oder Instrumentalis: die Endung war bei männlichen und neutralen Worten û, bei weiblichen â.

Der Satzbau ist noch ebenso frei und wohlverständlich und auch die Wortbildung übt die althochdeutsche Sprache in einer Gelenksamkeit und Fülle, die selbst von der griechischen kaum erreicht wird.*) Die Pflege der Sprache in diesem Zeitraum verdanken wir neben Karl dem Großen den Klöstern, mittelbar zuletzt dem Apostel der Deutschen, Bonifatius (geb. um 680). Von angelsächsischer, also germanischer Herkunft, hatte Bonifatius vom Jahre 718 an seine Thätigkeit fast ausschließlich gerade den hochdeutschen Stämmen zugewendet; zumal die Bekehrung der östlichen Franken war größtenteils ihm vorbehalten. Ihm, der einen bewundernswerten Sinn für alles das hatte, was zur festen äußern Begründung der Kirche notwendig ist, konnte die Bedeutung wohleingerichteter Bildungsanstalten für den Klerus nicht entgehen. Unter den Klöstern, die er stiftete, wurde Fulda vom Jahre 744 an der Mittelpunkt der christlichen Kultur in Deutschland. Als Bonifatius, der Apostel der hochdeutschen Stämme, der Held des Gehorsams und der Entsagung, 755 gestorben war, bestieg 13 Jahre darauf Karl der Große den fränkischen Thron, der dann den Umfang des fränkischen Reiches mehr als verdoppelte und der hochdeutschen Sprache ein weites Gebiet und eine Geschichte eröffnete, die erst in Luthers Bibelübersetzung zum Abschluß kommen sollte. Dem großen Kaiser galt es einerseits, vor allem das Christentum zur Grundlage einer neuen Bildung zu machen, andrerseits aber den kriegerischen Geist der germanischen Völker ungebrochen zu bewahren. Beide Seiten umfaßte

*) Vgl. Wackernagel L. G. § 41.

sein Geist in staunenswerter Weise. Er ist der christlich-kirchlichen Seite zugewandt und vergißt darüber nicht die geistigen Schätze, die sein Volk aus der eigenen Vorzeit mit herübergebracht. Die Ausbildung der deutschen Sprache lag ihm sehr am Herzen. Hat er doch sogar eine deutsche Grammatik versucht und die deutschen Heldenlieder sammeln lassen. Einen solchen „erlauchten Anfang" hat die Grammatik keines andern Volkes.

3.

Dasselbe Streben Karls des Großen durchdrang die vorzüglichste deutsche Klosterschule, die von Bonifatius zu Fulda gegründete, seit ihr im Jahre 804 Hrabanus Maurus, ein Zögling Alcuins, als Lehrer und im Jahre 822 dem ganzen Kloster als Abt gegeben war. Er vor allen Geistlichen des Reiches machte das Streben des Kaisers auch sich zur Aufgabe und durch seine zahlreichen Schüler von überall her wurde die Liebe und das Studium der deutschen Sprache und Litteratur auch in andere Klöster verpflanzt. Ihm danken wirs, daß mit dem Tode Karls des Großen der von ihm eröffnete Weg nicht wieder abbrach. Vor allem machte er die Bibel zum Gegenstande schriftlicher und mündlicher Erklärung und daß er dabei auch die Muttersprache zur Hilfe genommen, zeigt z. B. eine Handschrift des 9. Jahrhunderts, in welcher eine Verdeutschung eines schon früher einmal (von Kero) übersetzten biblischen Wörterbuchs nun mit seinem Namen bezeichnet ist. Ebenso bot er biblische Glossen. Sein Schüler Walafried Strabus (d. h. der Schielende), seit 842 Abt zu Reichenau, lehrt schon an deutschen Gedichten die deutsche Sprache, wie denn ein Katalog der Reichenau (vom Jahre 821 bis 842) carmina diversa ad docendam Theodiscam linguam verzeichnet. Walafried weiß auch von der gotischen Bibel, und Smaragdus, Abt zu St. Michael an der Maas, versuchte es, die gotischen Eigennamen zu sammeln und zu erklären. Immermehr wird der hochdeutschen Sprache eine höhere, absichtliche, planvolle Thätigkeit zugewandt. Otfried, ein Mönch des Klosters Weißenburg, einst in Fulda Schüler Hrabans, dichtet im Jahre 868 in der neuentstandenen Reimprosa das Evangelienbuch, ein Leben Christi in Versen, König Ludwig dem Deutschen zugeeignet (Liber evangeliorum domini gratia Theotisce conscriptus) und bald nach ihm bildete sich infolge seines gewichtigen Beispiels in seinen Versen und

Reimen eine bisher noch unvernommene Dichtart, der geistliche Laiengesang, und gestaltete, wie überhaupt jetzt Geistliches und Weltliches näher zusammenflossen, auch den weltlichen Gesang des Volkes um. Es war kein Kirchengesang: von der Teilnahme an diesem blieb das Volk noch jahrhundertelang ausgeschlossen; es griff in die Liturgie lediglich mit dem Kyrie eleison ein, das es in der Kirche und sonst bei kirchlichen Handlungen jedem Gesange der Priester zuletzt noch beigab.

Der Geist des Klosters Fulda und seines großen Abtes Rhabanus Maurus hatte unter allen Klöstern das von St. Gallen am meisten ergriffen. Seine Teilnahme an der Pflege der hochdeutschen Sprache hat eine eminent sprach- und weltgeschichtliche Bedeutung. Die Blüte des Klosters fällt ums Jahr 1000, als das Kloster von Abt Burkhard II., die Schule von Notker Labeo († 1022), geleitet ward, wo man sich der deutschen Sprache als Mittel des Unterrichts bediente. Die Übersetzungs- und Erklärungsprosa dieser Schule, die auch von unmündigen Knaben und Jünglingen des Adels besucht ward, bezeugt es. Leider ist der größte Teil derselben, darunter die Erklärung des Hiob, verloren gegangen. Erhalten aber sind u. a. die Psalmen nebst den andern lyrischen Stücken des Alten und Neuen Testaments (Exod. 15, Deuter. 32, Jesaj. 12 u. 38, I. Sam. II, Luc. I) und eine althochdeutsche Bearbeitung katechetischer Stücke. Diese Schriften sind zwar nicht rein und ganz in deutscher Sprache, wo aber die deutsche Abfassung überwiegt, da fließt die Rede leicht und gewandt und mit einer bis dahin noch nicht erreichten Gefälligkeit dahin, da ist die Übersetzung wahrhaft deutsch. Und überall sieht man, wie ernst es diesen Mönchen mit dem Deutschen ist, mit wie bewußter Liebe sie verfahren. Unschätzbar dabei ist die mit Sorgfalt durchgeführte Accentuation. Die St. Galler bezeichnen, als wenn sie Griechisch schrieben, ja noch genauer, die deutschen Längen und Töne Wort für Wort. Die Psalmen und Hiob rühren nach dem Zeugnis eines Zeitgenossen, Eckehard IV., von Notker Labeo her; den Hiob soll er an seinem Todestage vollendet haben. Er, der gelehrteste und freundlichste Mann des Klosters (doctissimus et benignissimus), war das Haupt der Übersetzerschule, der den Fleiß der andern weckte und leitete und sich bei seinen Klostergenossen den Beinamen Teutonicus erwarb, gewöhnlich aber heißt er Notker Labeo, d. h. der mit den großen Lippen. Er war einer

der gelehrtesten Männer seiner Zeit, nicht nur der deutschen und lateinischen, sondern auch der griechischen und hebräischen Sprache kundig. (Seine Schriften wurden im Jahre der Lutherfeier herausgegeben von Piper, Freiburg und Tübingen 1883. Der zweite Band beginnt mit den Psalmen.)

Nach dem Beispiel Notkers, doch diesen nicht erreichend, verfaßte dann Williram, Mönch zu Fulda, darauf Scholastikus zu Bamberg und später bis zu seinem Tode (1085) Abt von Ebersberg in Bayern, eine Übersetzung und Erklärung des Hohen Liedes. Wie beliebt sein Werk war, beweisen die vielen Handschriften desselben und der Aufwand, mit dem sie meist angefertigt sind. Außerdem besitzen wir noch eine Anzahl althochdeutscher Übersetzungen der Hymnen und manche Stücke althochdeutscher geistlicher Prosa aus den Gebieten der Homiletik und Katechetik, Glaubensbekenntnisse, Gebete, Beichten, Beichtreden und Predigten. In den Kathedral- und Klosterschulen war eine ganz neue Thätigkeit erwacht. Um zu sehen, welche Werke die wesentlichsten Grundlagen des Unterrichts bildeten, muß man fragen: Welche Werke finden sich am häufigsten mit altdeutschen Glossen versehen? Da steht nun an der Spitze weitaus die heilige Schrift. Über 40 verschiedene Handschriften liefern uns fortlaufende lateinisch-deutsche Kommentare zur Bibel. Dazu kommen deutsch glossierte Codices älterer Erklärungen biblischer Bücher, und eine große Menge alphabetischer Wörterbücher, die speciell zum Gebrauch der Bibel angefertigt sind. So sehen wir eine allgemeine rege Thätigkeit für Erklärung der Bibel und was Hrabanus Maurus begründet und die St. Galler mit höherem Gelingen neu aufgenommen hatten, blieb keine vergebliche Arbeit. Aus allen Jahrhunderten, von der Mitte des 8. bis zum Schlusse des 11., aus allen Gegenden Hochdeutschlands von Mainz bis Salzburg, von Xanten bis in die Kärntner Alpen können wir althochdeutsche Glossen zur heiligen Schrift nachweisen. Das Lesen der Bibel begann man in den Schulen, sobald die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und der lateinischen Grammatik gelernt waren. Bei der Erklärung ließ man Lateinisches und Deutsches nebeneinander. So nahm man das ganze Alte Testament und einen großen Teil des Neuen durch.

## 4.

Die Evangelien, die eigentliche Grundlage des Christentums, übersetzte man bisweilen ganz ins Deutsche, gewöhnlich in harmonischer Zusammenstellung der einzelnen Abschnitte, wie in der uns erhaltenen althochdeutschen Übersetzung der Evangelienharmonie des Ammonius († 272) oder Tatianus († um 174), die ebenfalls auf die Schule Rhabans um 830 zurückzuführen ist und im 14. Jahrhundert in niederrheinischer Sprache wiederkehrt. Nennt doch noch Flacius Illyricus († 1575), der gewaltige Charakter und staunenswerte Gelehrte, der Riesengeist, in seinem Catalogus testium veritatis als Verdeutscher der Bibel zur Zeit der Karolinger: Walafried Strabo († 849), Hrabanus Maurus († 856) und Haimo von Halberstadt († 853). Mit solchen Übersetzungen wollte man zugleich dem künftigen Geistlichen die deutsche Auslegung des Wortes Gottes vor der Gemeinde erleichtern. Ebenso lieferte man Glossen zu dem Lectionarium oder Liber comitis, wie man die Sammlung der Evangelien und Episteln nannte, die an jedem Sonn- und Feiertage in der Kirche vorgelesen wurden. Daneben entstand ein Werk über die Auslegung der heiligen Schrift von dem älteren Notker, genannt Balbulus, der auch der St. Galler Schule angehörte, ein Mann von seltener Belesenheit, klarem Urteil und tiefem Eindringen in den Geist der Bibel, ein begeisterter Anhänger und Jünger des heiligen Augustinus, zugleich von besonderer Neigung zur christlichen Poesie und Musik. Er dichtete eine ganze Anzahl lateinischer Kirchengesänge und bildete insbesondere die Sequenz, jenes Stück, das in der Messe sich an das Alleluja anschließt, in der Form aus, die sie seitdem behauptet hat.*) Sein eigenes Gemüt hatte er so sehr zur Andacht gestimmt, daß jeder Vorfall in ihm die Erhebung zu Gott bewirkte, wie denn die Gefahr der Bauleute beim Brückenbau am Martinstobel, dem er eben zusah, in ihm das „Media vita“ hervorrief, welches Luther in seinem Liede „Mitten wir im Leben sind“, freilich mit wunderbarer Vertiefung und Erweiterung wieder aufnahm. Auch auf dem Gebiete der Kirchenmusik wurden und zwar vornehmlich durch Notker Balbulus die Bemühungen und Anfänge Karls des Großen fortgesetzt, der einst Gesanglehrer aus Rom kommen

*) Vgl. Schubiger, die Sängerschule St. Gallens vom 8.—12. Jahrhundert. Einsiedeln 1858.

ließ und Sängerschulen zu Metz und St. Gallen stiftete. So schwebte der St. Galler Schule vor allen andern das Ideal eines rechten Geistlichen vor.

Ebenso im Jugendunterricht. Geschah auch zur Zeit des Bonifatius die Absagung des Heidentums und das kurze Bekenntnis der christlichen Lehre in deutscher Sprache,*) wie es auch die niederdeutschen und hochdeutschen Abrenuntiationen bezeugen, so glaubte doch das Volk, man dürfe Gott nur in den drei Sprachen anbeten, in denen die Inschrift auf Christi Kreuz abgefaßt war. Diesen Irrtum bekämpfte schon Karl der Große (im Frankfurter Kapitular vom Jahre 794) und danach verordnet das Mainzer Konzil vom Jahre 813, daß jedermann das Gebet des Herrn und den christlichen Glauben recht lerne. Darum gehöre sichs, daß die Leute ihre Kinder zur Schule schicken, entweder in die Klöster oder hinaus zum Pfarrer, daß sie den christlichen Glauben recht lernen und das Gebet des Herrn, damit sie es zu Hause wieder andere lehren können. Und wer nicht anders kann, der soll es wenigstens in seiner Muttersprache lernen. (Et qui aliter non potuerit, vel in sua lingua hoc discat.) Daß man von dieser Erlaubnis ausgiebigen Gebrauch machte, beweisen die vielen althochdeutschen Übersetzungen des apostolischen Symbolums und des Vaterunsers. Zu diesem damaligen Katechismusinhalt geben die Übersetzungen meist noch Erläuterungen und Beispiele aus der Geschichte des Herrn und der Kirche. Das war die katechetische Unterweisung jener Zeit, welcher die Kirche nicht sowohl als eine Lehranstalt, als vielmehr, wie sie es ist, für eine Heilsanstalt galt. Eben diese, gewiß tiefere und wahre Anschauung von der Kirche lebt ebenso in Karl dem Großen wie in Bonifatius, in der Schule Notkers wie vollends in Luther.

Das muß im Auge behalten werden auch bei der Predigt der althochdeutschen Zeit. Inwieweit wurde nun damals deutsch gepredigt? Die Missionare, die sich an das Volk wandten, thaten es in seiner Sprache. So hat nicht nur Bonifatius den Hessen und Thüringern in ihrer eigenen Sprache gepredigt,**) sondern auch Gallus, von dem sein Biograph Walafried (I, 6) sagt: Er hatte von Gott die Gnade erhalten, daß er nicht nur in

*) cf. Statuta S. Bonifatii nr. 27.

**) Willibaldi Vita Bonif, c. 7.

der lateinischen, sondern auch in der barbarischen Sprache nicht wenig bewandert war. Nach vollständiger Einrichtung der Kirche wurde zwar das Latein die Hauptsprache, aber als Karl der Große aus den Predigten des heiligen Augustinus, Leo, Beda u. a. ein Homiliarium zusammenstellen ließ, aus dem die Geistlichen vorlesen sollten, war es seine Meinung, daß diese am Faden der alten lateinischen Homilien den Gemeinden den vorgeschriebenen Bibeltext in der Landessprache erklären sollten, und die Synode von Tours im Jahre 713 trifft die ausdrückliche Bestimmung: „Jeder Bischof soll Homilien halten — und daß jeder sie deutlich zu übersetzen strebe in die romanische Bauernsprache, oder ins Deutsche, damit alle verstehen können, was gesagt ist.“ Dieselbe Bestimmung wiederholt wörtlich das für Deutschland so wichtige Mainzer Konzil, welches im Jahre 847 unter dem Vorsitz des Rhabanus Maurus gehalten wurde, der ja eben mit dem Jahre 847 Erzbischof von Mainz und also der oberste Bischof aller deutschen Lande geworden war. Und schon vorher hatte ein Mainzer Konzil vom Jahre 813, wie das gleichzeitige Concil. Turonense verordnet, „daß die Predigt in der heiligen Kirche nicht ausgesetzt werde und wenn etwa der Bischof nicht zu Hause oder krank, oder sonst verhindert ist, so soll doch niemals an den Sonn- und Festtagen einer fehlen, der das Wort Gottes predige, sowie es das Volk verstehen kann.“

Daß das geschah, bezeugen die vielen Bruchstücke von althochdeutschen Predigten, welche wir noch besitzen, unter ihnen die älteste aus dem 8. Jahrhundert: De vocatione gentium. Mehrere aus dem 10. Jahrhundert schließen unmittelbar an das Evangelium an mit den Worten: Daz evangelium zelit uns. Aus dem 12. Jahrhundert hat sich schon eine größere Anzahl erhalten. Daß nicht noch mehr althochdeutsche Predigten auf uns gekommen sind, beweist nicht, daß man überhaupt nur selten gepredigt habe. Der Abstand zwischen Sprechen und Schreiben war damals viel größer als jetzt. Die deutsche Predigt sollte nur vom Munde zum Ohr gehen und war am meisten gerade auf die nicht lesenden Stände berechnet.

Das wesentlichste Gebiet der seelsorgerischen Thätigkeit aber war die Beichte. Das Beichtwesen der althochdeutschen Zeit lernen wir am besten aus einer Stelle Alcuins (de divinis officiis)*)

*) Aus Bedas Schrift de remediis peccatorum.

kennen. Dieser größte Theolog seiner Zeit, der Lehrer Karls des Großen, giebt eine Anweisung, wie man die einzelnen Beichtkinder nach Alter, Geschlecht, Gemütsbeschaffenheit und dergl. behandeln solle und legt überall den Nachdruck auf die Aufrichtigkeit der Reue und Buße, die sich auf das mündliche Gespräch gründe, das eben nur deutsch sein konnte. Privatbeichte wie gemeinsamer Beichtgottesdienst werden in deutscher Sprache gehalten; auch die lateinischen Formulare mußten ins Deutsche übersetzt werden. Wie ernst es damals mit der Beichte genommen wurde, zeigt u. a. die Stelle: „Beim Beginn der Fasten hat der Priester alle Christen zu ermahnen, daß sie am heutigen Tage zu wahrer Beichte und Buße schleunig kommen. Der Priester selbst soll die acht Hauptsünden gründlich kennen samt den Zeugnissen der heiligen Schrift, durch die der Mensch zu zügeln und zu bessern ist und soll das alles gehörig lernen. Wenn die Christen dann zur Buße kommen, so soll der Priester zuvor mit ihnen fasten für ihre Verirrungen, damit ihm nicht gesagt werde: Wehe euch Schriftgelehrten, denn ihr beschweret die Menschen und legt auf ihre Schultern schwere Lasten, ihr selbst aber rühret ihre Bürde mit keinem Finger an. Denn niemand kann einem, der unter einer Last liegt, aufhelfen, ohne daß er sich bückt und ihm die Hand reicht.“ Die althochdeutschen Beichtformulare geben uns einen deutlichen Begriff von dem Beichtgottesdienst, so u. a. das St. Galler Beichtritual (Cod. 1394). Erst hielt der Geistliche eine kurze Beichtrede, in welcher er die Gemeinde ermahnte, die Sünde abzulegen und ihrem Taufbunde treu zu bleiben, damit ihr Gebet erhört und sie des ewigen Lebens teilhaftig werde. „Wer dies mit wahrer Reue zu bedenken sorgt und aufrichtige Buße thut, der hebe auf sein Herz und spreche mir nach: Ich entsage dem Teufel und allen seinen Werken u. s. f.“ Nun folgt das apostolische Glaubensbekenntnis. Dann spricht die Gemeinde oder einer in ihrem Namen eine Beichte. Darauf erfolgt die Absolution: „Habt ihr dies gethan mit der Innigkeit eures Gemüts und wollt ihr das erfüllen mit den Werken, was ihr mit dem Munde gesprochen habt, so ist euch offen meines Herrn Gnade über alles, was ihr bitten werdet zur Seligkeit eures Leibes und eurer Seele.“

Noch sei bemerkt, daß in den Beichten besonders die Sünde wiederkehrt, den Unterricht der Taufpaten versäumt zu haben. Wie tief das kirchliche Gebot dieser Unterweisung, in welcher die

Mütter den Paten beizustehen hatten, in das religiöse Leben des Volkes eingriff, bezeugt die unverwüstliche Fortdauer dieser Tradition. Als in der zweiten Hälfte des Mittelalters, die überhaupt in großem Gegensatz zu dieser ersten steht, der Klerus so vielfach seines Amtes vergaß, da beruhte die Fortdauer des deutschen Christentums guten Teils auf dieser Überlieferung unter den Laien. So sagt in den ersten Jahrzehnten der Reformation Georg, Fürst von Anhalt: „Und ist noch Gott zu danken, daß gleichwohl die Eltern und sonderlich die lieben Mütter die vornehmsten Haus-Pfarrer und Bischöfe geblieben, durch welche die Artikel des Glaubens und Gebet erhalten, sonst der Pfarrer halber wäre es fast erloschen."

5.

Wie nachhaltig überhaupt die Kirche in der althochdeutschen Zeit, also vom 7. bis 11. Jahrhundert, gewirkt, zeigen die Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Wahrheitsbesitz und Sprachschatz wandern als ein Ganzes in diese christliche Poesie. Die mittelhochdeutsche Zeit zehrt zum guten Teil vom Erbe der althochdeutschen und zwar wurde dies Erbe als ein heiliges Gut gerade unter den Laien gepflegt, wie vor allem die Spruchsammlung des Freidank, dies Epos altdeutscher Volksweisheit, zeigt. Als die Masse des Klerus ihre Pflichten versäumte, half sich das Volk auf andere Weise. Daher der unermeßliche Zulauf, den jeder Prediger fand, der dem Volk das Evangelium in deutscher Sprache verkündigte. Ein solcher Anklang, wie ihn um 1260 der Franziskaner Berthold fand, war nur möglich unter Menschen, denen das Evangelium heller oder dunkler schon bekannt war und die sich ebendaher sehnten, auf dem schon eingeschlagenen Wege weiter fortzuschreiten. Die Reihe der volkstümlichen Zeugen für die christliche Wahrheit reißt von da nicht ab. Das 14. Jahrhundert bringt Tauler neben der „Theologia deutsch," durch Jahrhunderte viel gelesen und von Luther 1516 zuerst herausgegeben; das 15. die unmittelbaren Vorläufer der Reformation, nur daß sich jetzt die volkstümliche Verbreitung des Evangeliums mit dem geregelten Gang der Kirche öfters im Gegensatz befindet.

Endlich tritt Luther auf, um das zu vollenden, wozu die

frühere Hälfte des Mittelalters den Grund gelegt hatte. Denn „die Vorstellung, daß er wie „ein sprachverleihender Gott" die neuhochdeutsche Schriftsprache aus dem Nichts oder dem Chaos widerstrebender Mundarten geschaffen, konnte nur in Köpfen entstehen, welche in das Wesen der Sprache gar keine oder nur eine sehr mangelhafte und unklare Einsicht hatten, die sich also auch dem Glauben hingaben, als wäre jemals irgend ein einzelner Mensch und sei er auch der begabteste und mächtigste, imstande gewesen, eine Sprache zu schaffen und diese seine Schöpfung einer großen Nation als ihre Sprache aufzudrängen. Luther baute auf einer bereits vorhandenen Grundlage, der Boden war bereitet, der Same ausgestreut."*) In ihm kommt das Werk eines Ulfilas, Karls des Großen, eines Notker und der ganzen althochdeutschen Zeit zur Blüte. Das Erbe der althochdeutschen Zeit ist der Boden, auf dem seine Bibelübersetzung erwächst, diese Krone der Bestrebungen, das Christentum in ein deutsches Gewand zu kleiden. Alle wesentlichen Ausdrücke des christlichen Glaubens findet er in seiner Muttersprache schon vor, eine Unmasse von biblischen Wendungen und Gedanken sind seit Jahrhunderten schon eingebürgert. Die stillen Mönche von Fulda und St. Gallen, Weißenburg, Wessobrunn und Reichenau haben wohl nicht gedacht, daß sie dem großen Reformator die Waffen schmiedeten, als sie zuerst Gottes Wort in deutscher Sprache dem Volk darboten und teilweise selbst zu christlichen Poesien verwendeten, aber ihr Werk erscheint herrlich vollendet in Luther, der nichts von vorn anfängt, sondern alle Keime zur Blüte bringt, die im deutschen Volk vorhanden waren. So ist die Saat der Vorzeit aufgegangen. Die Einverleibung des Christentums in das deutsche Dichten und Denken war das Ziel des Wegs, dessen größere Hälfte am Schluß des 11. Jahrhunderts zurückgelegt war. Die Verbindung, welche da der Geist des deutschen Volkes mit dem Christentum eingegangen war, wird nun durch Luther vertieft und gekräftigt, indem zu dem Wahrheits- und Sprachbesitz der alten Zeit die neue eminent katholische Erfahrung von der Sünde und der allein durch Christi Blut vermittelten Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben als neuer Wahrheitsbesitz hinzutritt und in wunderbarer Weise auch den Sprach-

*) Pietsch, M. Luther und die neuhochdeutsche Schriftsprache. Breslau 1883.

besitz vertieft und bereichert. Freilich hat die Sprache einer jeden Zeit ihr besonderes Recht und eine Zeit, die ohne neue Erwerbungen bloß von dem Erbe der Vergangenheit zehrt, würde bald dies Erbe aufgebraucht haben: immer aber bleibt die Gegenwart wohl auf keinem Gebiet so im Zusammenhange mit der Vergangenheit, als in der Sprache. Und was diesen Zusammenhang unserer Sprache mit der der Vergangenheit noch viel fester macht, das ist das Wort Gottes. Wie sehr dies die althochdeutsche Sprache und dadurch unsere neuhochdeutsche beeinflußt hat, und wie sehr der Sprachbesitz jener Zeit der Boden für Luthers Bibelübersetzung geworden, mögen einige Beispiele zeigen, voran das Wort Sünde, dem germanischen Heidentum unbekannt, althochdeutsch sunta, sowohl peccatum als culpa, sündlich suntig, sunthaft. So reden schon die althochdeutschen Beichten vom sunthaften willen, — der peccator heißt suntari. Ebenso ists mit dem neuhochdeutschen Wort Schuld, althochdeutsch sculd. Das neutestamentliche πίστις übersetzt Luther durch Glauben, althochdeutsch galauba; das ἐπιστρέφειν heißt althochdeutsch bikeran, die μετάνοια althochdeutsch hriuwa, (= Schmerzempfindung, Bejammern) und buoza, Luther: Reue und Buße; das μακάριος althochdeutsch salig, Luthers selig; das lateinische mundus althochdeutsch weralt, Luthers Welt; coelum althochdeutsch himil, Luthers Himmel; das griechische ᾅδης althochdeutsch hella, Luthers Helle, ein Wort, das der deutschen Mythologie entnommen ist; der Ort der Strafe hella fiur, hellipina, quala, Luthers Feuer der Helle; Qual. Der Satan heißt althochdeutsch diufal, tiufal, Luthers Teufel. Die Befreiung des Sünders durch Christi Blut althochdeutsch arlosan, irlosa, Luthers Erlösung. Aus dem Lateinischen entlehnt ist das Wort Kreuz; althochdeutsch: er selbo druag thaz kruzi. Der θεὸς ζῶν ist der lebendo got; er ist überall kagenwurtig, neuhochdeutsch gegenwärtig. Die Noachische Flut ist althochdeutsch neben unmaz fluot die sinfluot, von sin = immer, ganz, allgemein.

Das griechisch-lateinische ecclesia lautet christanheit (heit = persona, ordo, habitus), kiricha (von κυριακή)*),

*) So wenigstens herkömmlich. Doch verdient Prof. Sepps Ableitung beachtet zu werden, der in einem am 27. Januar 1888 zu München gehaltenen Vortrage darzulegen versucht, daß die herkömmliche Etymologie des Worts Kirche von Κυριακή οἰκία eine irrige sei, und vielmehr auf das keltische

samanunga, ladunga (vocatio), gemeinida, gemeine. Das neuhochdeutsche Sonntag heißt althochdeutsch sunnuntag. Von praedicatio bildete man predigunga, neuhochdeutsch Predigt. Unser neuhochdeutsches Taufen heißt althochdeutsch toufan, die Taufe touf, taufi, toufa, verwandt mit tiuf, profundus; der Täufer toufari, der Taufzeuge gevatero. Für sanctus hatte man althochdeutsch wih und heilag, neuhochdeutsch geweiht und heilig; wih vorzugsweise von Sachen gebraucht: „geweiht", heilag dagegen von dem, was in sich heilig, in sich rein ist, althochdeutsch derselbe Unterschied wie im Neuhochdeutschen.

Schon diese verhältnismäßig sehr geringe Anzahl von Beispielen giebt viel zu denken und wird schon ausreichen, um den unmittelbaren Zusammenhang der neuhochdeutschen Sprache mit der althochdeutschen, ja die althochdeutsche als die Grundlage der neuhochdeutschen zu bezeugen, zugleich aber auch mit Bewunderung vor der althochdeutschen Klangfülle der Sprachwurzeln und Flexionen zu erfüllen.

## 6.

Im 12. Jahrhundert verharrt die hochdeutsche Sprache noch ganz bei den Eigentümlichkeiten des 11. Im 13. Jahrhundert erfolgt schon schärfere Ausprägung und Sonderung der Mundarten einerseits, und anderseits, da Schwaben an die Spitze der höfischen Dichtung trat, eine aus der schwäbischen Mundart erwachsende Hofsprache, welche bald die Herrschaft über die gesamte Litteratur der Höfe erlangte. Sachsen und Schwaben: so bezeichnete man im großen und ganzen den sprachlichen Gegensatz in Deutschland. Den Übergang vom Hochdeutschen zum Niederdeutschen bildeten die fränkischen Stämme, die sich wieder in mitteldeutsche und niederfränkische unterschieden. Die am Main, in Thüringen, Hessen, sowie in den germanisierten

chirk = Stein, Fels zurückgeführt werden müsse. Gleich gewissen christlich-germanischen Bräuchen weise auch das christlich-germanische Gotteshaus auf die altheidnischen Zeiten hin, in denen erratische Blöcke als Opferstätten und als Mittelpunkte gottesdienstlicher Versammlungen dienten. Der Name sei ja auch nicht durch griechische, sondern durch angelsächsische Missionare nach Deutschland gekommen und sei specifisch keltisch-germanisch (englisch church, nordisch kirk), wogegen die Romanen den Begriff in griechischer Weise bezeichneten, französisch église, italienisch chiesa 2c. von ἐκκλησία.

slavischen Ländern Meißen, Schlesien und bis nach Preußen und Liebland haben die mitteldeutsche Mundart; die an der Mosel und am Rhein bis an die Niederlande die niederfränkische. Die Hofsprache aber ist recht eigentlich ein Mittelhochdeutsch, mitten hineingestellt zwischen die Sprache der althochdeutschen und neuhochdeutschen Sprache. Eine deutsche Mustersprache gewisser Art war wohl vorhanden, nur keine Schriftsprache von einem auch nur annähernd so festen Gefüge wie unsere heutige, sondern nur ein Ideal sprachlicher Vollkommenheit und Reinheit, dem wenigstens jeder höfische Dichter nachtrachtete.*) In den Wurzelsilben besteht noch die ganze Mannigfaltigkeit der Vokale wie im Althochdeutschen, dagegen ist in den Vor-, Flexions- und Ableitungssilben die Entfärbung aller der einst volleren Laute in ein und dasselbe e durchgeführt; man vergleiche z. B. das mittelhochdeutsche guoten, liehter mit dem althochdeutschen kuatônô, liohtêrâ. Die Sprache wird weicher. Die Mediae gelangten zu einer viel weiteren Ausdehnung: so treten z. B. überall im An- und Inlaut an die Stelle der eigentlich erforderten p und k die mediae b und g und nur t bleibt bestehen. Im Auslaut aber verhärteten sich die b und g wieder in p und c und ebenso d in t, v in f, h in ch, z. B. lîp, lîbes, oder althochdeutsch kuat, mittelhochdeutsch guot; althochdeutsch takes, mittelhochdeutsch tages, tac. Das innere Gleichmaß der hochdeutschen Sprache war damit aufgehoben und der Stufengang der Lautverschiebung in Verwirrung gebracht. Zu dieser Verrückung des ganzen Sprachgrundes kam das Schwinden des Bewußtseins von dem etymologischen Gehalt der Worte und von dem Sinne der Formen: schon bildete man verneinte Sätze ohne Verneinung, weil man das Wörtchen ne nicht mehr achtete (so z. B. dehein, kein, deweder für nehein, neweder) und negativ beschränkende Sätze ohne ne. Dagegen war man im Satzbau gewandter geworden. Fürwörter und Artikel und eine Fülle von Füge- und Bindewörtern leisteten dazu Unterstützung. Dazu kam endlich der große Einfluß des Französischen. Zahlreiche französische Worte fanden Eingang in die Sprache, deutsche Worte erfuhren französische Umbildung, so z. B. bei Wolfram v. Eschenbach und Gottfr. v. Straßburg. (Vgl. Wackernagel, Litteratur-

*) Vgl. die Belege dazu bei Pietsch a. a. O. Müllenhoff, Denkm. 2. Aufl. 1873, S. 28 und H. Paul: Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache? 1873.

geschichte, § 46.) Indessen herrscht in den Kanzleien wie in der Messe das Latein noch vor, wenn auch seine Alleinherrschaft schon durch Volkssprachen bedroht wird. So gehen aus den kaiserlichen Kanzleien seit 1238 vereinzelt deutsche Urkunden hervor. Unter Rudolf von Habsburg werden mehrere Reichsabschiede in deutschen Originalen abgefaßt. Aber erst mit Ludwig dem Bayer wird das Deutsche dem Latein gleichberechtigt. Die kaiserlichen Kanzleien erkannten der Muttersprache ihre Berechtigung zu, während für Predigt und Gemeindegesang das Deutsche mehr geduldet als empfohlen wurde. Stillschweigend gestattet die Kurie der Volkssprache einen bescheidenen Anteil am Gottesdienste, um mit desto größerer Entschiedenheit dem Latein die maßgebende Stellung zu sichern. Das Messamt durfte nur in lateinischer Sprache celebriert werden. Die Kirche verweigerte der Volkssprache die Sanktion.*)

Das 14. und 15. Jahrhundert endlich zeigt uns vollends, wie nötig eine Erneuerung der Sprache war. Litteratur und Sprache zersplittern und verflachen in gleichmäßig schnellem Gange. Sie geraten stärker als je in alle mundartlichen Besonderheiten und diese selbst gingen stets weiter auseinander. Nur die niederdeutsche Litteratur, die sich in dieser Zeit des Verfalls an die verwandte niederländische lehnen konnte, erhielt in diesem Zeitraum eine ziemliche Selbständigkeit, aber die hochdeutschen Mundarten trennten sich.**) Die Sprache

*) Vgl. Kluge „Von Luther bis Lessing", 2. Aufl. S. 3. Die hier behandelten Beobachtungen unserer Sprachgeschichte sind von so hoher Bedeutung, daß sie überall, wo über Luthers Sprache gehandelt wird, fortan als maßgebend erscheinen werden. Der Verf. zeigt zuerst, wie die deutsche Sprache, vorher als eine barbarische behandelt, durch die Reformation die kirchliche Weihe erlangt und um die Mitte des 16. Jahrhunderts zu einer Hauptsprache erhoben ist. Der zweite Abschnitt handelt über die sprachgeschichtliche Bedeutung Maximilians und seiner Kanzleien. Der dritte Abschnitt widerlegt Scherers Behauptung, daß das Neuhochdeutsche erst um 1650 beginne und stellt „Luther als die Sprachnorm, die so lange gefehlt hat" dar. Im vierten Abschnitt „Schriftsteller und Buchdrucker" sehen wir die Ratlosigkeit derjenigen, welche ein allgemein verständliches Deutsch zu schreiben wünschten und es bis zu Luthers Zeit nicht vermochten. Dann folgen die Abschnitte „Schriftsprache und Mundart in der Schweiz," „Oberdeutscher und mitteldeutscher Wortschatz," „Niederdeutsch und Hochdeutsch," „Latein und Humanismus," „Oberdeutschland und die Katholiken."

**) Nicht zufällig stimmt dazu auch die sonstige geistige Physiognomie des 15. Jahrhunderts, das „von geistlich blinden und halbblinden Humanisten

geriet in wilde Roheit und was die Bereicherung des Sprachschatzes betrifft, so sind es meist Worte von roher und niederer Art, welche hinzukommen.

7.

Eine Art der Prosa aber und eine Mundart sollte jetzt schon den Grund der neuhochdeutschen Schriftsprache legen, das Obersächsische der nordöstlichen Lande, in welchem die Handschriften des Sachsenspiegels und zahlreiche an ihn sich anschließende Land- und Stadtrechte abgefaßt waren. Von Magdeburg und den Städten Meißens und Schlesiens, also von da, wo die Poesie des 13. Jahrhunderts ausgeatmet hatte, drang jene Mundart des Obersächsischen, aus Hoch- und Niederdeutschem gemischt und nicht ohne Einfluß selbst der benachbarten Slaven fortgebildet (vgl. z. B. die slavischen Worte Grenze, Lenz), allmählich bis in den Süden und ward auch da, allerdings mit landschaftlichem Wechsel, die Kanzleisprache der Höfe und der Bürgerräte. Besonders gebührt Kaiser Maximilian und seiner Kanzlei neben Luther eine hervorragende Stellung in unserer Sprachgeschichte, wie denn auch die aufblühende deutsche Grammatik auf den Kaiser und auf Luther als die Richtschnur deutscher Sprachart hinweist. Das höchste Ansehen aber in sprachlichen Dingen genoß der kaiserliche Kanzler Niklas Ziegler, dessen Namen und Schreibart zahlreiche Urkunden weithin durch Deutschland verbreiteten. Bis auf Maximilian treffen wir z. B. jene abstoßende Konsonanten-Verdoppelung (cz, tt, ff, gk, gck) in den Urkunden, wie Hellffershellffer, Czeyten, Pittschafft u. dgl., aber seit 1500 dringt allmählich eine strengere Orthographie durch. Und besonders die von N. Ziegler gezeichneten Urkunden meiden solche Konsonantenhäufung. Sonst sehen wir in seiner Sprache die Merkmale der bayrisch-östreichischen Mundart: das häufige kh im An- und Inlaut; sl, sw, sn für schl, schw, schn; ebenso das an-

Philologen und Historikern, um der Entdeckungen und Erfindungen willen als eine allseitig große Zeit gepriesen wird, weil sie, von einer Fata morgana des wiedergefundenen Paradieses altklassischer Herrlichkeit getäuscht, das Feld voll Totengebeine übersehen. In der Kirche wirkten die irrigen Antworten auf die Frage nach dem Heilswege ihre von der verteidigenden Scholastik entwickelten Konsequenzen aus.“ Wilkens, Geschichte des spanischen Protestantismus. Gütersloh 1888, S. 15.

lautende p (Pot, Bote), das Suffix — nuss (Begrebnus, Bekenntnus) u. dgl. Die durch Maximilians Kanzler regulierte Sprachnorm gewann dann im ganzen Donaugebiet an Allgemeingültigkeit. Der Unterschied von ei und ai (ai in Rain, klain, Stain), von uo und u, ue und ü, ie und i wird stets eingehalten, die überwuchernde Fülle von graphischen Doppelungen der Konsonanten hört allmählich auf und die Roheit der Drucker und Schreiber in der Orthographie ist einer strengeren Norm gewichen, die in den Jahren der Reformation für alle deutschen Lande gilt. Unsere jetzige Schriftsprache ist im wesentlichen mit der Sprache Luthers identisch, welche früh zur Norm für Deutschland gemacht ist. Nicht die Sprache Niederdeutschlands oder der Schweiz erlangte die Hegemonie; die Zukunft gehörte auch nicht der bayrisch-östreichischen Mundart, die durch das Reichsregiment zur Herrschaft über Deutschland berufen schien. Das Meißnische oder Obersächsische, das durch Luthers Bibel klassisch wurde, ist die Mundart, aus der das Schriftdeutsch damals hervorging und in der Folgezeit sich stets erneute. Kluge a. a. O. 34. Vieles, was in Laut und Schreibung zu den unterscheidenden Eigenheiten des Neuhochdeutschen gehört, findet sich im 14. und 15. Jahrhundert schon bei den Obersachsen, so u. a. der Gebrauch von th für t, so der männliche Genitiv weiblicher Worte in der uneigentlichen Zusammensetzung (vgl. Innungis-Leute, Eigenschaftis-Recht). Auch zeigt das 15. Jahrhundert das Kanzleideutsch der Obersachsen schon im Oberland und da selbst außerhalb der Kanzlei gebraucht von Nikolaus von Weil, dem Stadtschreiber von Eßlingen. Luthers Stellung zur Kursächsischen Kanzleisprache hat Wülker*) sehr gründlich und sorgfältig behandelt. Seine Beobachtungen und Resultate sind im wesentlichen mit denen von Ph. Dietz, des ausgezeichneten Schülers von Vilmar, in seinem Wörterbuch zu Dr. M. Luthers Schriften**) niedergelegten übereinstimmend und dieselben erweiternd. Danach zeichnete sich die Kanzleisprache durch Abgehen vom streng oberdeutschen Dialekte und durch Aufnahme mitteldeutscher Elemente aus und bot eine Vermittlung zwischen nord- und süddeutscher Rede. Eine amtliche Urkundensprache, die zwischen nord- und süddeutscher Rede vermittle, wurde zur Notwendigkeit, als Maximilian

*) In der „Germania", Zeitschrift für deutsches Altertum, 1883, Heft 2, S. 191 ff.

**) Bd. 1. Leipzig 1870.

die burgundischen Länder erwarb, denn in diesen herrschte niederländischer Volksdialekt. Wären nun Erlasse und Urkunden, die zugleich für die angestammten Erblande wie für den neuen Erwerb gelten sollten, in strengstem Österreichisch geschrieben gewesen, so hätte man sie in der nördlichen Reichshälfte kaum verstanden: die vermittelnde Kanzleisprache bot einen Ausgleich.

Diese zeigt sich zur Zeit der Regierung Maximilians in ihren Hauptteilen festgestellt; wir finden sie wieder, wo immer königliche Schreiber im Namen des Fürsten Urkunden ausstellen — mögen dieselben nun in Neustadt und Innsbruck, oder in Gent und Brügge schreiben. Diese Kanzleisprache bleibt bis zu Maximilians Tod, und Karl V. übernimmt sie. Und während in den Kanzleien des übrigen Deutschlands seit dem Aufhören des Latein als Urkundensprache der Dialekt geherrscht hatte, beginnt seit dem Ende des 15. Jahrhunderts auch hier der Anschluß an die königliche Kanzleisprache. Das Streben, sich sprachlich der kaiserlichen Kanzlei anzuschließen, ward immer deutlicher, so auch bei der kursächsischen Kanzlei, in der ungefähr seit 1465 sich eine gewisse auf mitteldeutscher Grundlage ruhende Tradition der sprachlichen Form gebildet hatte. Anderseits sah sich auch die kaiserliche Kanzlei zu sprachlichen Zugeständnissen an das mitteldeutsche Element, dem ja ein so großer Teil des Reiches und der meisten der Kurfürsten in Sachsen, Böhmen, Kurpfalz, Mainz angehörten, genötigt. Auf diese Weise kamen die beiden Kanzleisprachen einander sehr nahe. Diese beiden Kanzleisprachen, die sich so nahe standen, daß Luther sie später fast als identisch ansehen konnte, galten zunächst lediglich dem offiziellen Verkehr, bis man sie später auch bei andern schriftlichen Niedersetzungen zum Vorbild nahm. Genossen sie doch schon um ihres Ursprungs willen ein gewisses Ansehn, welches noch dadurch erhöht wurde, daß die Universitäten, wenigstens die mitteldeutschen Erfurt, Leipzig, Wittenberg für ihre deutsch geführte Korrespondenz nach außen sich seit der Wende des 15. Jahrhunderts der Kanzleisprache bedienten.*) Am längsten blieb das eigentliche Norddeutschland fern, aber auch da zeigen sich bald Fortschritte zu Gunsten einer Gesamtsprache. Eben nach einer solchen regte sich das Verlangen.

*) Vgl. Pietsch a. a. O. 14 und Wülcker, Germ. 28, 205.

## 8.

Noch im 15. Jahrhundert wurde in den südlichen Kanzleien ein aus Norddeutschland einlaufendes Schreiben nicht verstanden und als fremdländisch behandelt. Selbst im mitteldeutschen Frankfurt wurde das Schriftstück vor der Verlesung im Rate von kundiger Hand in die herrschende Geschäftssprache übersetzt und dann die Übersetzung, nicht das Original vorgelesen. Vom 16. Jahrhundert an bemühen sich alle Höfe, auch die niederdeutschen, im auswärtigen Verkehr sich an die Sprache der königlichen Kanzlei anzuschließen. Doch blieb in dieser Gesamtsprache eine oberdeutsche und eine mitteldeutsche Strömung. So blieb auch in der kursächsischen Kanzleisprache viel Echtmitteldeutsches gewahrt. Zu diesem Schwanken zwischen Ober- und Mitteldeutsch trat noch eine äußerst unsichere Orthographie, die das Wortbild oft willkürlich ändert und die nicht nur von verschiedenen Schreibern verschieden, sondern von ein und demselben in schwankender Weise gehandhabt wird. Ein übles Vorbild bot gerade die königliche Kanzlei; so z. B. in den Schwankungen bei der Schreibung der gedehnten Vokale, der z-Laute und in der tief eingreifenden Konsonantenvermehrung. Dieser Wirrwarr in mundartlicher und orthographischer Beziehung konnte nur dadurch gebessert werden, daß eine gewaltige Autorität, Gesetz und Ausschlag gebend, dazwischen trat. Diese Autorität fand sich in Luther. Er schloß sich der dem Mitteldeutschen zunächststehenden Schreibweise, wie sie in der kursächsischen Kanzlei herrschte, an, die er aber selbständig weiter entwickelte. Einem Luther beugte sich auch Niederdeutschland und so bleibt ihm der Ruhm und das Verdienst, zugleich die Schwankungen beseitigt und eine feste Basis geschaffen zu haben, mit der die einheitliche, ganz Deutschland umfassende Gesamtsprache gegeben war. E. Opitz in seiner Schrift über die Sprache Luthers (Halle 1869) hat den Nachweis geliefert, daß seine Sprache bis in die Mitte der zwanziger Jahre unter dem vorwaltenden Einfluß seines heimatlichen Dialekts Thüringen gestanden, mithin schon sehr wesentlich mitteldeutsches Gepräge trage. Nachher wird eine durchgreifende Umgestaltung der sprachlichen Form wahrgenommen, als deren wesentliches Merkmal die konsequentere Durchführung des Umlauts anzusehen ist. So hat die Septemberausgabe des Neuen Testaments

(1522) noch an 4 Stellen des Evangelium Matthäi (15, 5; 16, 26; 21, 25; 25, 39) adder und daneben mehr als 40 mal odder. Ohne Umlaut bleibt a in langst, lare, hochgelart, ungelart, vorkart, schmachen, verdolmatschen; schwankend ist der Umlaut bei walzen und prachtig: beide Formen finden sich in der Bibel vor 1545 neben welzen und prechtig. Bei einigen Wörtern läßt Luther den Umlaut nie zu, wie z. B. in gartner, weingartner und dem Plural von sal, tal, nacht. Dagegen e für a in erbeit (von gotisch arbi, Erbe, also die Mühe auf dem Grundeigentum), erznei (mittelhochdeutsch arzenîe, und erzenîe, ebenteur, in Luthers Schriften oft gebraucht, nur nicht in der Bibel; e für i in brengen, wesel (mustela); e statt ei in zwenzig (mittelhochdeutsch zweinzig, neuhochdeutsch zwanzig) und wegern (weigern), leb brot für Leib. Die Bildungssilbe für Diminutiva le heißt bei Luther anfangs bisweilen lein, später immer lin; o für a in stolen, sprochen, erschrocken (stalen, sprachen, erschraken); o statt e in der Vorsilbe vor (ver), z. B. vorgiftet); o für u in gonst, maulworf, worfschaufel, Erfort, Frankfort, moschel, botter; u für o: fromm neben frumm, kummen, summer, sunderlich, besunders, uberkeit (Obrigkeit), almusen. Das mittelhochdeutsche î giebt Luther, der kaiserlichen und sächsischen Kanzlei folgend, durch ei, also für bî, blî, drî, vrî, mîn, dîn, sîn stets bei, Blei, drei, frei, mein, sein. Gerade die Diphthongierung der alten î, û, ü (iu) zu ei, au, eu ist für die Entstehung unserer modernen Schriftsprache von der größten Bedeutung. Diese neuen Diphthonge, die schon zur Zeit des klassischen Mittelhochdeutsch bestehen, verbreiten sich im 14. Jahrhundert über ganz Österreich, dann über Schlesien und Obersachsen, über Meißen um 1450, etwa um dieselbe Zeit über den Lech nach Schwaben, dann von Bayern, Ostfranken und Schwaben zum Untermain und Mittelrhein, während große Teile Deutschlands das alte Vokalsystem behielten. Am Oberrhein bleiben bis heute in den Mundarten die alten î, û, ü; auch Hessen, Thüringen, das nördliche Mittelfranken sind von der Bewegung nicht erfaßt worden. Niederdeutschland ist dem Charakter seiner Konsonanten gemäß auch im Vokalismus dem alten Typus treu geblieben und die Schweiz machte nur Ansätze zu der neuen Lautbewegung. — Im 15. Jahrhundert, wo die mundartliche Aussprache noch uneingeschränkt herrschte, war somit Deutschland in zwei Teile geteilt. In Nord- und Südwestdeutschland

hielt man an dem alten Vokalbestande fest, während das östliche Mitteldeutschland und der größte Teil von Süddeutschland den neuen Lautcharakter angenommen hatte; da gelten bei, Blei, drei, frei, mein, sein für die alten bî, blî, drî, vrî, mîn, sîn, oder Haus, Maus, Leute, heute für hûs, mûs, lüte, hüte. Die Donaulande beherrschte dieser neue Sprachtypus schon 200 Jahre vor Luther. In den Kanzleien der bayrisch-östreichischen Städte blühte er und fand von hier aus weitere Verbreitung. Zumal unter Maximilian gewann die Sprache der kaiserlichen Kanzleien, denen das neue Deutsch seine schnelle Ausbreitung verdankt, das Ansehen einer Autorität, die auch Luther anerkannt hat. Kluge a. a. O. S. 25.

Nicht minder bedeutend ist die Veränderung in den Konsonanten. In den früheren Schriften ist eine Bevorzugung der Tenuis bemerkbar, an deren Stelle später die Media tritt, z. B. **p**all, **p**uoch, **p**üschel, Augs**p**urg, Mar**p**urg etc. Umgekehrt steht b für p, die Media für die Tenuis in **b**anier, **b**auke, **b**ech, **b**ilger, **b**osaune, **b**rangen, neben denen jedoch auch die Tenuis erscheint. Nur in heubt (caput) und seinen zahlreichen Zusammensetzungen hat Luther, wie mittelhochdeutsch, stets b statt des jetzigen p, wie er auch immer **b**apst schrieb; **p** für **f** begegnet in wa**pp**en für wa**ff**en, wapnen (waffnen); **k** für **g** in **k**egenwertigkeit, berg**k** (Wittenbergk, auch Wittenburgk, doch seit 1521 nur Wittemberg); dingk, sarck, storck. Das Prät. von ziehen lautet bei Luther noch wie mittelhochdeutsch zo**ch**, von fliehen, flo**ch** (heute floh); ebenso schu**ch**, gescha**ch**, geschi**cht** (geschieht), geschme**cht**; anfangs auch si**ch** (sieh), vie**ch** (Vieh). In den mit heit komponierten Substantiven verschmilzt wie im Mittelhochdeutschen das h der Endung mit dem ch: frecheit, gleicheit. Eine Eigentümlichkeit Luthers ist das Fehlen der Spirans h in der Partikel er für her, z. B. erab, erauf, ernach, erzu. Was die Liquidae betrifft, so wechseln m und n: besem und besen, fadem und faden, thurn und thurm. Ohne Synkope des n schreibt Luther pfenni**n**k, gewöhnlich aber pfennig, wie könig, honig; für hie**r** meist synkopiertes hie; für welt in den sieben Bußpsalmen noch we**r**lt (althochdeutsch weralt).

In der Flexion fehlt bis zum Jahr 1524 fast regelmäßig die Vorpartikel ge beim Partizipium. In der Deklination

des Substantivs haben mehrere Wörter bei Luther schwache Form statt der alten starken, so z. B. Nom. der friede, Gen. des friedes, Dat. dem friede, Acc. den friede. Andererseits dekliniert Luther stets: der mond, des monden, dem monden, den monden. Ebenso der garte, wovon der Plur. noch garten, nicht gärten, wie heute, lautet. Bei den Femininen zeigt sich im Singular eine starke Neigung zur schwachen Form auch bei solchen Wörtern, die mittelhochdeutsch stark dekliniert werden; z. B. Nom. die erde, auch erden, Gen. der erden, Dat. der erden, Acc. die erden.*)

In der Konjugation gilt bei Luther im allgemeinen die neuhochdeutsche Regel, das auslautende e der ersten Person Indikativi zu setzen, doch fehlt es auch nicht an Beispielen für das abgeworfene e der Endung, z. B. ich bitt, ich danck, ich schreib. Geht die Wurzel des Verbums auf t aus, so läßt Luther in der 3. Person Sing. Prät. gewöhnlich die Endung et ganz fallen, z. B. ein könig richt das land auf. Spr. 29, 4; ein narr schütt seinen geist gar aus. Ebenso bei dem Part. Partizip. der schwachen Konjug., z. B. meine gebeine sind verschmacht. Ps. 31, 11. Das Prät. bildet Luther bald mit, bald ohne Rückumlaut: satzte und setzte; erkannte und erkennete; genannt und genennet.

In der Wortbildung war Luther zwar geneigt, alle Endungs-e abzuwerfen, doch bleibt es in vielen Substant., wie hane, narre, der schmerze, das bilde, das gesetze. Auch das adverbiale e hat er oft beibehalten: balde, ofte, abe, häufiger ist jedoch, wie neuhochdeutsch überhaupt, der Wegfall desselben, wodurch der in der älteren Sprache bestehende formelle Unterschied des Adj. und Adv. verloren ging.

Was die Art und Weise der Komposition betrifft, so begegnet man bei Luther noch einer weit größeren Mannigfaltigkeit, als in der heutigen Schriftsprache. So hat auch der vorstehende Genitiv, der heute mit dem folgenden Substantiv zu einer uneigentlichen Zusammensetzung verbunden ist, bei Luther noch oft seine freie Stellung behauptet.

Der Sprachschatz endlich ist wesentlich der der althochdeutschen Zeit (700—1150), wie er die Zeiten herab-

*) Vgl. Vilmars sprachl. theologische Bemerkungen in Kirche und Welt. II, 162.

gewandert ist. Die einzelnen althochdeutschen Ausdrücke teilen das Schicksal aller Wörter, in ihren Bedeutungen teilweise verändert und hin und wieder durch andere Ausdrücke verdrängt zu werden. Wie sehr sie aber einen unveräußerlichen Bestandteil des ganzen Sprachschatzes bilden, das zeigen die umgetauschten Ausdrücke fast noch mehr als die beibehaltenen. So ist das Wort Minne nach und nach durch das Wort Liebe verdrängt worden. Aber mit den verschiedenen weltlichen Bedeutungen ist auch die christliche auf das Wort Liebe übergegangen. Das Wort Liebe ist in die ganze Erbschaft der alten Minne eingetreten: so unzertrennlich war die christlich-sittliche Bedeutung mit diesem Wort verwachsen. Kurz, Luther überträgt die Bibel aus einer christlichen Sprache in die andere. Alle wesentlichen Ausdrücke des christlichen Glaubens findet er in seiner Muttersprache schon vor, und was die fünf Jahrhunderte (vom 7. bis 11.) in dieser Hinsicht geleistet, bildet den Boden, aus dem Luthers Bibelübersetzung erwachsen ist. Vgl. R. v. Raumer a. a. O. 471 f. Die neuhochdeutsche Tochter trägt noch ganz die leibliche und geistige Physiognomie der althochdeutschen Mutter.

9.

Hatte man bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts in ganz richtigem Sprachgebrauch unter dem Hochdeutschen nur das Oberdeutsche im Gegensatz zum Niederdeutschen verstanden, jedoch mit zahlreichen Einmischungen niederdeutscher Elemente, so wurde nun die neue Sprache der Bibelübersetzung als eine ihrer Beschaffenheit (nicht dem geographischen Sprachgebiet) nach höhere, Hochdeutsch genannt und ihr nun nicht nur alles, was Provinzialismus war, nicht nur das Niederdeutsche (von nun an Plattdeutsch genannt), sondern auch ihre eigene Mutter, die oberdeutsche Mundart, gegenübergestellt. Da war es von der größten, ja von göttlich providentieller Bedeutung, daß Luther die Kanzleisprache vorfand und gebrauchte, in welcher der vermittelnde Ausgleich zwischen nord- und süddeutscher Rede gegeben war. Indem Luther nun auf der festen Basis der Kanzleisprache die Schwankungen immer mehr beseitigte, schuf er eine einheitliche, ganz Deutschland umfassende Sprache, in der die Nation als Nation sich erkannte, während die früheren Bibelübersetzungen nur zu lokaler Bedeutung gelangten.

Denn schon vor Luther war manche Übersetzung der h. Schrift

versucht.*) Die Zeit, in der eine vollständige deutsche Übertragung der Bibel zustande kam, läßt sich nur insoweit bestimmen, daß eine solche zu Anfang des 15. Jahrhunderts bereits vorhanden war und daß sich besonders seit der Mitte dieses Jahrhunderts ein allgemeines Interesse für die Sache zu erkennen gab. Gleich unter den Inkunabeln, den Wiegendrucken, finden sich Drucke der deutschen Bibel. Es erschienen sicher bis zum Jahr 1518 in hochdeutscher Sprache 14 Ausgaben (Mainz 1462, Straßb. 1466, Augsb. 1470, Nürnb. 1470, Augsb. 1475, Augsb. 1477, Augsb. 1477, Augsb. 1480, Nürnb. 1483, Straßb. 1485, Augsb. 1487, Augsb. 1490, Augsb. 1507, Augsb. 1518), daneben Übersetzungen einzelner Bücher der Bibel, so z. B. acht Übersetzungen des Psalters, zwei von der Offenb. St. Johannis. Im Niederdeutschen erschienen 4 Gesamtausgaben (Köln 1480, Köln ohne Jahreszahl, Lübeck 1494, Halberstadt 1522), ebenso niederdeutsche Übersetzungen einzelner biblischer Bücher, z. B. ein niederdeutscher Psalter Lübeck 1493 und wiederum Lübeck 1494. Neben den Bilderdrucken viele Handschriften von Übersetzungen, zumal in Wien, von besonderem Interesse. Ganzer Bibelhandschriften befinden sich in Wien zwei (von denen eine die prachtvoll ausgestattete, welche Kaiser Wenzel besorgen ließ), eine in Gotha, ebenfalls ein Prachtwerk, vollendet 1532, aber vom Alten Testament nur die Hälfte, eine Pergamenthandschrift in 2 Bänden in Basel, 1464; eine Papierhandschrift vom Jahr 1468 in Oldenburg, eine in Zürich vom Jahr 1472, von der sich nur der zweite Teil erhalten hat. Übersetzt wurde nur aus der Vulgata, die oft gröblich und wunderlich mißverstanden wurde. Die Sprache ist unbeholfen und schwerfällig. Trotz der Handschriften und Drucke der deutschen Bibel und ein-

*) Vgl. D. W. Krafft: Die deutsche Bibel vor Luther, sein Verhältnis zu derselben und seine Verdienste um die deutsche Bibelübersetzung. Bonner Universitätsprogramm 1883. Zuletzt veröffentlichte P. Philipp Klimesch, Prämonstratenserpriester und Bibliothekar im böhmischen Kloster Tepl, südöstlich von Eger, 1881 den Codex Teplensis, der die Schrift des „newen Gezeuges" enthält. Daß diese Handschrift Waldensischen Ursprungs sei, zeigt Dr. L. Keller in seinem Werke „Die Reformation und die älteren Reformparteien in ihrem Zusammenhange dargestellt." Leipzig 1885. Nach ihm haben böhmische Waldenser des 14. Jahrhunderts diese deutsche Vulgataübersetzung verfaßt. Den Beweis führte dann weiter Dr. Herm. Haupt in seiner Schrift: „Die deutsche Bibelübersetzung der mittelalterlichen Waldenser im Codex Teplensis und in der ersten gedruckten deutschen Bibel nachgewiesen." Würzburg, Stahl, 1885.

zelner Teile derselben kann von einer größeren Verbreitung unter den Laien kaum die Rede sein. Das beweisen einmal die Zeugnisse der Zeitgenossen und sodann die Thatsache, daß die Gesamtausgaben in sehr kleinen Auflagen gedruckt wurden und jedenfalls nur engeren, kleineren und gewählteren Kreisen zugänglich waren. Dazu hatte noch das Konzil von Oxford 1408 verordnet, daß niemand einen biblischen Text in die Volkssprache übersetzen dürfe ohne Bewilligung des Diözesanbischofs oder einer Provinzialsynode, und Erzbischof Berthold von Mainz ordnete 1486 eine strenge Censur deutscher Übersetzungen religiöser Bücher an. Er sagt in seinen Motiven, daß die Verbreitung religiöser Schriften in der Volkssprache unter dem Volke zur Profanation der Religion gereiche und beruft sich darauf, daß „die deutsche Sprache unfähig sei, für die tiefen Religionswahrheiten zu dienen (!) und daß die Unwissenden und Ungebildeten die h. Schrift unmöglich verstehen könnten." Berthold verbietet daher den Druck der deutschen Übersetzungen, die nicht von gewissen Kommissarien genehmigt seien, bei Strafe der Exkommunikation. Wenn er sein Verbot nicht auf den Druck aller heiligen Schriften in deutscher Sprache schlechthin erstreckt, so geschieht dies nur darum, weil er solches Verbot für aussichtslos halten mußte.

So blieb trotz aller jener Versuche das deutsche Bibelwort dem Volk verschlossen. Auch hatten sich diese Versuche in Bezug auf die Sprache über die mundartlichen, örtlichen und persönlichen Schranken nicht erhoben, sie hatten keinen allgemeinen Typus gewonnen, in welchem das Volk sich als Ganzes erkennen konnte. Das geschah erst durch Luthers Bibelübersetzung mittels der Einführung des Hochdeutschen.

## III. Die Opposition gegen die deutsche Volkssprache.

Wie langsam und doch unaufhaltsam die Herrschaft der Muttersprache bei der Opposition gegen deutsche Bibeltexte erfolgte, das hat zuletzt Kluge an manchen Beispielen gezeigt.*) Selbst ein Joh. Geiler von Kaisersberg († 1510), der Mann voll Freimut gegen Weltliche und Geistliche, der durch seine zahlreichen Predigten, die er deutsch hielt und dann lateinisch niederschrieb, lebendiger als irgend einer seiner Zeitgenossen in die Vorgeschichte der Reformation einführt, bleibt trotz seiner echten reinen Volksnatur noch in den scholastischen Banden und erklärt es am Ende seines Lebens für gefährlich, daß man „die Bibel zu teutsch druckt." Das thut der Mann, dessen Rückkehr zur bilderreichen und oft derben Volkssprache doch schon einen Fortschritt in der Befreiung von der Terminologie und Methode der Scholastik bedeutete. Was Wunders, wenn Emser, nachdem er Luthers Neues Testament als eigene Arbeit in einigen Ausgaben veröffentlicht hatte, gleicherweise am Ende seines Lebens noch zweifelt, „ob es gut oder bös sei, daß man die Bibel verdeutschet und dem gemeinen ungelarten Mann fürlegt." Ein Dominikaner predigt 1520 in der Schweiz gegen alle deutschen religiösen Schriften; ein anderer, Augustin von Getelen wütete 1526 in Hamburg gegen die Verbreitung des Neuen Testaments in der Volkssprache. Das sind nur einige, leicht vielfältig zu vermehrende Beispiele von der Opposition der Kirche gegen die Volkssprache. Obwohl keine päpstlichen Dekrete vorliegen, die den ausschließlichen Gebrauch des Latein für alle Erbauung verlangen, so zeugt doch die weitverbreitete Opposition gegen deutsche Erbauungsbücher, zumal gegen deutsche Bibeltexte deutlich genug für die Geringschätzung, mit der die angestammte Sprache unseres Volks zurückgedrängt wurde. „Wollt Gott" — so ruft Luther schon 1520 in seiner Schrift vom heiligen Sakrament — „daß wir Deutschen Meß zu deutsch läsen und die heimlichsten Wort aufs

*) Vgl. Kluge a. a. O. S. 3; 16 ff.

aller höheſt süngen! Warum sollten wir Deutschen nicht Meſſ leſen auf unſer Sprach, ſo die Lateiniſchen, Griechen und viel andre auf ihre Sprach Meſſ halten." Mit dieſen Worten beginnt eigentlich die ſprachliche Reform des Gottesdienſtes, die dann 1522 ins Werk geſetzt wird, bis im Jahre 1525 in Wittenberg die deutſche Meſſe herrſcht, nachdem Oekolampadius, dieſer eifrige treue Verfechter der Volksſprache im kirchlichen Leben, ſchon 1522 auf der Ebernburg, deren Kaplan er damals war, Epiſtel und Evangelium der Gemeinde deutſch vorgeleſen und den Vorwurf deswegen in einem lateiniſchen Sendſchreiben an Caspar Hedio, das ſofort auch verdeutſcht wurde, entkräftet hatte. „Ain ſchöne Epiſtel Oecolampadii an Caspar Hedion, Ebernburg (überſetzt von Joh. Diepolt zu Ulm) 1522." Er hatte ſchon 1521 in der Überſetzung der Schrift „Ein ſonderliche Lehre und Bewehrung" die Bedeutung der deutſchen Sprache hervorgehoben und die Papiſten geſtraft, welche das Wort Gottes den Laien vorenthielten, um nicht die Perlen vor die Säue zu werfen. Auch in Baſel trat dieſer freimütige Zeuge, der einmal (in einem Briefe an Hedio 1523) Gott dankt, qui a pristina pusillanimitate me liberavit, mit Nachdruck und Erfolg für den Geſang deutſcher Pſalmen ein. Immer aber mußte die Anwendung der Mutterſprache im Gottesdienſt vielfältig verteidigt werden. So in Nürnberg, wo 1524 die beiden Pröpſte deutſche Meſſe, deutſche Epiſteln und Evangelien ſamt deutſcher Kindertaufe eingeführt hatten und ſich noch in demſelben Jahre vor dem Biſchof von Bamberg auch wegen ihrer Anwendung der Volksſprache im Kultus verantworten mußten. In ihren gedruckten Rechtfertigungsſchriften wird dieſelbe als Bedürfnis erklärt. Auch ein ſo hervorragender Mann wie Murner erklärte ſich in ſeiner „Chriſtlichen und brüderlichen Ermahnung" (o. O. 1520) gegen die deutſche Sprache in der Meſſe. Drei Sprachen habe Gott zu ſeinem Dienſte verordnet, Hebräiſch, Griechiſch und Lateiniſch. Da nun die Deutſchen Lateiner (!) ſeien, hält er es für billig, die lateiniſche Sprache zur Meſſe zu gebrauchen; nicht zu deutſch ſoll ſie gehalten werden, weil ſich die „barbariſchen Sprachen" oft verändern und weil es „ſpöttiſch oder verächtlich lautet, der Sprachen zu den göttlichen Ämtern zu brauchen, die wir zu menſchlichen und täglichen Händeln reden und üben." So bittet er Luthern „freundlich und brüderlich von dieſem leichtfertigen Vornehmen abzuſtehn." Wie Murner, ſo glaubten die meiſten, das Lateiniſche ſei notwendig, um die Meſſe vor dem Spott zu

schützen. Die drei Hauptsprachen seien durch des Pilatus Überschrift am Kreuz für immer geweiht; die Deutschen seien zuletzt bekehrt und die Bekehrer hätten die lateinische Form des Gottesdienstes zurückgelassen, darum solle man sie billig behalten.

Trotz alledem offenbart sich von Jahr zu Jahr mehr die geheimnisvolle Macht der Muttersprache. Um dies zu erkennen, lese man die Abhandlungen von Kluge a. a. O., oder die von Pietsch (Luther und die nhd. Schriftsprache, Breslau 1883), der auf Grund von Panzers Annalen und Wellers Repertorium folgende Ermittelungen gemacht hat. Schon im Jahre 1500 wurden etwa 80 deutsche Bücher gedruckt; 1505 60; 1510 135; 1511 70; 1512 140; 1513 90; 1514 110; 1515 150; 1516 110; 1517 80; 1518 150; 1519 260; 1520 570; 1521 620; 1522 680; 1523 935; 1524 990.

Immer mehr stellen sich die deutschen Drucker in den Dienst des Evangeliums und der deutschen Sprache, so zumal in Städten wie Wittenberg, Straßburg, Basel, Augsburg und Nürnberg. Immer häufiger werden die Klagen über die im Irrtum verblendeten Drucker, bis in dem von Luther verdeutschten Sendbriefe an den Rat zu Bamberg (den 30. Nov. 1527) selbst vom Papste geklagt wird „gegen die verkerten Buchdrucker, welche mit Geld durch die Lutherischen verruckt seind (ists anders wahr, das wir gehört haben) auffs willigst der Lutherischen Bücher drucken und mit nichten drucken wollen die Bücher, die von den rechten Christen wider sie für die Wahrheit geschrieben werden.“ Derartige klägliche Klagen wiederholen sich oft angesichts der in den Buchläden aufgestellten deutschen Schriften und ähnliche Klagen wurden gehört, wenn man, wie z. B. in Mainz, die Schriften Luthers trotz des kaiserlichen Befehls zur Verbrennung nicht ausliefern wollte. „O, was großer Schand und Schmach ward da dem Legaten bewiesen; und wollt er nit mit Schanden gar gestan, must er den Henker lassen überreden mit Listen und Gaben (!) uff den andern Tag, daß er by zwei oder vier Büchlein verbrannt.“ An manchen Orten warf man statt Luthers Schriften ganz andere ins Feuer. Und zugleich ergeht an Männer wie U. v. Hutten, die allzulange bei der lateinischen Sprache verharren, aus dem Volke die dringliche Mahnung, deutsch zu schreiben, ja an Luther selbst kommen Aufforderungen wie die: „Lieber Herr Luther, schriben in unser Sprach zu dütsch die gotlich Wahrheit, uff daß wir einfältigen Laien ouch mögen lesen“ (Karsthans).

Selbst die bedeutendste satirische Schrift auf die Reformation, welche jemals erschienen ist, Dr. Murners Schrift von dem großen lutherischen Narren (1522) konnte den Sieg der deutschen Sprache nicht aufhalten. Murner, dieser mit vollem Recht bewunderte Volksschriftsteller, dessen ebengenanntes Werk trotz seiner ungewöhnlichen Derbheiten weit über dem Range eines Pasquills steht, wie es Gervinus nennt, läßt hier nicht nur alle seine früheren Schriften wie die „Narrenbeschwörung“ und die „Schelmenzunft“, sondern auch die gegen ihn gerichteten Schmähschriften weit hinter sich. Dennoch verhallte diese Schrift wirkungslos im Brand- und Schlachtruf der Schmähschriften und besonders deshalb, weil Murner, wie Vilmar LG. 307 mit Recht hervorhebt, auf das innere Wesen der Reformation nicht eingeht und nur die schwachen Außenwerke derselben, das Bilderstürmen, das Auflösen aller kirchlichen und gesellschaftlichen Ordnung in der Weise Huttens, gegen den ein Teil der Schrift sich direkt richtet, das leere Wortgeklingel, welches die rohen Haufen mit den Schlagwörtern der Reformation trieben, mit den wirksamsten Waffen und treffendsten Hieben angreift. Die Motive der deutschen Reformation versteht er so wenig wie die der Anwendung der Muttersprache: „Wann wir Latinisch wolten lehren, So wißten wenig, daß wir wären Also groß Narren in dem Land, Und wären wenig Lüten bekannt. Sunst so wir tütsch Büchlin schreiben, die Trucker das mit Gewinn vertreiben Und füllen ihre Seckel damit: Dasselb uns dann kann schaden nit.“

Bedenkt man nun weiter, wie deutsche Pfründen, weltliche wie kirchliche, nicht selten von Ausländern verwaltet wurden, welche die deutsche Sprache nicht verstanden; wie manche Geistliche, Bischöfe, der Kaiser selbst nicht ausgeschlossen, der deutschen Sprache unkundig waren und ferner wie ein römischer Drucker ein zehnjähriges Privilegium für Tacitusausgaben besaß, während Hutten keinen Drucker finden konnte, der trotz päpstlicher Bulle und römischer Legaten eine Ausgabe zu veranstalten gewagt hätte (vgl. Kluge S. 20), so erscheint vollends der Sieg der deutschen Volkssprache als etwas Wunderbares. Wer hat das Latein aus seiner fast tausendjährigen Herrschaft in Deutschland verdrängt, also daß weder das Leipziger Interim noch das Tridentiner Konzil dieselbe wieder brechen konnte? Der Fluch der Barbarei, sagt Kluge, mit dem noch Luthers Zeitgenossen die deutsche Sprache brandmarken, verstummt seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Waren bis dahin deutsch und

barbarisch als Gegensatz zum Latein gleichwertige Begriffe, so tritt fortan die stolze Benennung der deutschen „Haupt- und Heldensprache“ auf, die fast durch zwei Jahrhunderte den Freunden deutscher Sprache geläufig bleibt. Die Volkssprache, die durch das Evangelium die Weihe erlangt hat, ist zum Range einer Hauptsprache erhoben, seitdem „Gott, der in allen Sprachen gelobt sein will, auch in unsrer Sprache Wunder wirkt.“ Gleichzeitig tritt das Wort „Muttersprache“ auf, das den Gefühlen des Volks für seine Sprache den innigsten Ausdruck verleiht. Muttersprache ist die von der Mutter angeborne Sprache. Von dieser Muttersprache Recht und Macht wußte das Volk in aller Einfalt besser und eindringlicher zu reden als die Gelehrten, wie jener Schwitzer Bauer in einer schweizerischen Flugschrift vom Jahre 1522. Er, der selbst deutsche Bücher gelesen und sein Gesinde darin unterwiesen hat, protestiert gegen einen Predigermönch, der das Lesen derselben als große Sünd und Irrsal verworfen hat, als ob es Ketzerei sei.

„So ihr Priester deutsche Sprach gar verachtet, als ob sie der Vernunft nicht gemäß sei und auch der göttliche Will vor den Laien soll beschlossen sein, frag ich euch: da Gott der Vater den ersten Menschen erschuf, ob er ihn nicht vollkommenlich hat erschaffen? Denn dann hat Gott ihm auch erlaubt, in seiner Sprache seine Vernunft zu gebrauchen.“

Mönch: „Du kannst aber hohe und subtile Dinge nicht verstehn.“

Bauer: „Petrus, Andreas und die andern Apostel sind auch einfältige Fischer gewesen, und es ist zu fürchten, daß die Subtilität viel hochgelehrte Doctores in den Abgrund der Hölle geführt hat.“

Mönch: „Macht man auch Doctores in der teutschen Sprach?“

Bauer: „Es ist wahr, in teutscher Sprach macht man kein Doctor; aber in latinischer Sprach krönt man vil Esel aus der Täschen. Es ist die größte Irrung, daß sie den Laien verbieten, die helge Geschrift in teutsch zu lesen. Ich mein, min Sprach, die mit mir ufgewachsen ist, sy mir wäger dann ein andere; dann die angeborene Sprach ist allwegen beherziger.“ (Hagen, d. Geist der Reformation I, 223 u. Kluge S. 18.)

Während das deutsche Volk sich des Reichtums seiner Sprache freute, klagen Gelehrte über ihre vermeintliche Armut, Ungelenkigkeit

und Ungefügigkeit. Gerade mit Hinweisung auf solche Armut hatte der Erzbischof Berthold von Mainz 1486 Übersetzungen religiöser Schriften und besonders biblischer Bücher verboten: Fateri oportet, idiomatis nostri inopiam minime sufficere necesseque fore, translatores ex suis cervicibus nomina rebus fingere incognita, aut si veteribus quibusdam utantur, veritatis sensum corrumpere, quod propter magnitudinem periculi in litteris sacris magis veremur. Unter der Herrschaft des Humanismus, wo Deutschland sogar seine Familiennamen veränderte,*) war die deutsche Sprache immer mehr latinisiert und im Jahre 1571 waren nach dem „teutschen Dictionarius" von Simon Rote, der in diesem Werke auch der fremden Nationen Wörter verzeichnet, „so mit der Weil in teutsche Sprach kommen seind und oft mancherlei Irrung bringen", etwa 2000 solche Worte eingebürgert, die in früheren Jahrhunderten noch nicht heimisch gewesen. Luther sucht uns von diesem Lehngut wieder zu befreien. Rote erklärt etwa 2000 lateinische Worte, die dem Kanzleistil des 16. Jahrhunderts angehören; auf 500 lateinische Worte bei ihm kommen etwa 100 belegbare Worte bei Luther, und von diesen kommt auf die deutsche Bibel nicht einmal der vierte Teil, so daß wir darin im ganzen etwa 100 lateinische Lehnworte anträfen. Und immermehr sucht er unsere Sprache von fremden Eindringlingen zu reinigen, so daß zuletzt auch Worte wie benedeien, Pforte, Firmament weichen. Selbst für das Wort Person hat er sich lange Zeit nach einem passenden Ersatze umgesehen. Bedenkt man, wie das ganze Sprachmaterial in Deutschland zur Zeit der Renaissance wesentlich lateinisch ist und wie es durch Luther wieder ein deutsches geworden, so müssen wir schon deshalb ihm zu großem Danke verpflichtet sein. Ohne in den Purismus der folgenden Jahrhunderte zu verfallen, giebt er dem Volke sein angestammtes Sprachgut und damit sein eigenes Sprachmaterial zurück. Man würde irren, wenn man glauben wollte, dies Sprachmaterial habe ihm die sog. Kanzleisprache geboten, in der vielmehr gerade fremdes Sprachgut überwuchert. Überall horcht Luther auf die Sprache des Volks auf der Straße wie in den Werkstätten, sieht den Kindern und den Müttern auf den Mund und holt sich Rat in allen Schichten des

*) Vgl. Grachus Pierius (Krachenberger), Rhegius (Rieger), Scultetus (Schulze), Scriverius (Schreiber), Pistorius (Bäcker), Sartorius (Schneider), Agricola (Baumann) etc.

Volks. Gerade weil er die Sprache exklusiver Kreise wie die der Kanzlei **nicht brauchen kann**, bittet er während der Übersetzung des Neuen Testaments seinen Freund Spalatin, auf verba simplicia, auf passende schlichte Worte der Volkssprache zu achten, aber die verba castrensia et aulica, also die der Soldaten und Höflinge fern zu halten (30. März 1522). Die Kanzleisprache war halb deutsch, halb lateinisch; da sind nicht nur die Ämter und Titel lateinisch bezeichnet (Advocat, Commissarius, Copist, Curator, Excellenz, Monarch, Potentat), da weichen nicht nur die alten deutschen Monatsnamen, wie Christmonat, Hornung, Heumonat, Brachmonat u. s. w., da wuchern nicht nur Worte wie cito, Vidimus, Datum, Audienz, citiren, condemniren, Contract, Controvers, Curial, Decret, Defect, dissentiren, Edict, Effect, emancipiren, falliren, Fiscal, Interesse, Infamie, Instrument, Invective, sondern auch das heimische deutsche Sprachgut hat ein fremdartiges Gepräge, wie z. B. die zahlreichen Zeitworte auf ieren (studieren, regieren, jubilieren u. s. w.) deutsche Nachbildungen erzeugen, wie schimpfieren, hausieren, halbieren u. dgl. Von solchem fremden Wortschwall der alten Kirchen- und Reichssprache wollte Luther uns befreien, wie es schon Reuchlin wollte, der unter den Humanisten die erfreulichste Ausnahme macht, wenn er die stilistische Norm aufstellt: „Man soll sich schämen, in tütschen Reden und Predigen vil Latyns darunter zu mischen.“ Kluge a. a. O. 113—116. Die meisten Humanisten verschmähten die deutsche Sprache und entschuldigten sich wohl gar, wenn sie bei der Erörterung deutscher Verhältnisse deutsche Wörter brauchten. Ja Erasmus, der als „reiner Kosmopolit“ weder von Luthers Glaubensleben, noch von seiner Liebe zum deutschen Volke einen Funken besaß, macht ihm sogar den Vorwurf, daß er durch seine deutschen Schriften der lateinischen Sprache Abbruch thue. Nur einzelne Humanisten wie Aventin, welcher nicht nur lateinisch, sondern auch deutsch und zwar gut deutsch schrieb, machen eine Ausnahme.*) Wohl fehlt es in jener Zeit nicht an einer Opposition gegen die abergläubische Verehrung und Alleinherrschaft des Latein, aber immer blieb doch bewußt oder unbewußt die Meinung, daß nur die lateinische Sprache der hohen Bildungsstufe deutscher Männer entspreche. So läßt auch Jak. Wimpfeling „Deutschland an die Stadt Straßburg“ — lateinisch reden.

*) Vgl. Pietsch a. a. O. S. 28 f.

# IV. Luthers sprachliche Ausrüstung und innere Befähigung zur Bibelübersetzung.*)

Um aber den vielfach vorhandenen Wunsch und Willen, eine deutsche Gemeinsprache zu besitzen, zu verwirklichen, war eine Auktorität mit göttlicher Ausrüstung nötig, wie sie in Luther erschien, der die allen Deutschen verständliche Fassung der deutschen Sprache nicht sowohl schuf, sondern begründete. Mit Recht ist es betont (von Pietsch S. 27 f.), daß Luther durch eine göttliche Fügung zweifellos mit den Eigenschaften ausgerüstet gewesen, deren es bedurfte, um die schriftsprachlichen Bestrebungen zum Siege zu führen. „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewesen," bezeugt Luther von sich selber. Es war, wie Köstlin sagt,**) ein fester, zäher und ganz im Volksboden eingewurzelter Stamm, aus welchem Luther entsproßte. Luther hat aus dieser Abstammung als eine unschätzbare Mitgift die Vertrautheit mit dem ganzen reichen Schatze volksmäßiger Überlieferung in Sprache und Sitte, in Lied und Sprichwort, in Sage und Märchen erhalten. Sein lebendiges Gefühl für das wahrhaft volkstümlich Gesunde, Kräftige und Derbe im sprachlichen Ausdruck hat seine Wurzeln in dieser bäuerlichen Abstammung. Dazu kam noch ein anderer glücklicher Umstand, auf den schon Luthers Biograph Johann Mathesius (13. Predigt) hinwies. Er nennt die Übersetzung der Bibel eins der größten Wunderwerke, das Gott durch Luther ausgerichtet; „das hohe selige Werk" in guten derben und verständlichen deutschen Worten rede Gott nun zum deutschen Volk. Und weiterhin: „Meißner, so sagen auch die Ausländer, wenn sie unter Leuten gewesen sind und ihres Landsmanns (d. h. ihrer heimatlichen Mund-

*) Vgl. M. Luther von P. Pietsch S. 27 f.

**) M. Köstlin, M. Luther, 2. Aufl. I, 19. 20.

art) vergessen, reden ein gut Deutsch. Drum erwecket der Sohn Gottes einen deutschen Sachsen, der gewandert war und die Biblien Gottes in Meißnische Zunge brachte." Streift man, wie Pietsch a. a. O. 28 sagt, von dieser Äußerung die Ausdrucksweise des 16. Jahrhunderts ab, so besagt sie nichts anderes, als: Luther war ein Mitteldeutscher und als solcher von vornherein befähigt, ein gutes d. h. gemeinsprachliches Deutsch zu schreiben. Diese Fähigkeit aber hat er in vollem Maße erst dadurch erlangt, daß er in Deutschland herumgekommen, andere Mundarten kennen gelernt und infolge davon „seines Landsmanns vergessen" d. h. sich von dem Zwange seiner besondern mitteldeutschen Heimatsmundart befreit hat. Darin hat Mathesius vollkommen recht, wenn er auch die später umgehende seltsame Meinung, die hochdeutsche Schriftsprache sei im Grunde die Meißner oder obersächsische*) Mundart, gewissermaßen veranlaßt hat. Nach dem was früher über die gemeinsprachlichen Tendenzen vor Luther gesagt ist, darf behauptet werden, daß es Luther als Mitteldeutschem viel leichter sein mußte, den Weg zu einer überall verständlichen Sprache zu finden, als etwa einem Manne alemannischer Herkunft. Daß Luther nicht im Banne der Mundart seines Heimatsorts befangen blieb, wurde, wie Mathesius einmal sehr richtig bemerkt, dadurch verhindert, daß er gewandert war. Hat doch J. Th. Lingke in seinem Werke „M. Luthers merkwürdige Reisegeschichte" Leipzig 1769 sogar ausgerechnet, daß Luther in seinem Leben wenigstens 2764 Meilen gereist sei. Man bedenke weiter, wie sein Aufenthalt in Magdeburg, Eisenach, Erfurt, Wittenberg ihn in Berührung mit verschiedenen Färbungen mittel- und niederdeutscher Sprache brachte. Ebenso boten ihm die Reise nach Rom, die er zu Fuß machte, sowie die Visitationsreisen in Meißen und Thüringen, samt manchen andern reichliche Gelegenheit, verschiedene deutsche Mundarten kennen zu lernen. Dazu verkehrte er, besonders seit 1522, mündlich wie schriftlich mit Leuten aus allen deutschen Gauen. Lagen doch bei ihm täglich Tisch, Bänke, Schemel, Pulte, Fenster, Kasten, Bretter immer voll von Briefen, Fragen, Rechtssachen, Klagen, Bitten, wie er 1529 20. Juni an Wenzeslaus Link schreibt. Ihm, der dem ganzen deutschen Volke

*) Daß einzelne Eigenheiten des Meißnischen oder Obersächsischen sich auch in der neuhochdeutschen Schriftsprache finden, soll nicht geleugnet werden und ist schon oben S. 23 hervorgehoben.

als der selbstverständliche und jedem verpflichtete Gewissensrat galt, wie H. Rückert sagt, floß von allen Seiten eine Fülle sprachlichen Materials zu, und da er ein feines Ohr für unsere Sprache hatte, so wurde er zu einem deutschsprachlichen Universalisten gestempelt, wie es keinen vor ihm gegeben hat. Von Luthers Kenntnis der Mundarten geben namentlich seine Äußerungen in den Tischreden Zeugnis. Er kannte die große Zahl der deutschen Mundarten, welche verursachte, „daß die Leute in 30 Meilen Wegs einander nicht wohl können verstehen." Dazu kam die sprachliche Bildung seitens seiner Lektüre. So ist z. B. die „Theologia deutsch" oder „der Frankfurter", wie Luther jenen Traktat des 14. Jahrhunderts, den er 1518 herausgab, nannte, nicht ohne Einfluß auch auf seine Sprache geblieben samt den Predigten Joh. Taulers, die er seit 1516 fleißig gelesen hat und von denen er gegen Spalatin u. a. auch hervorhebt, daß sich hier die Theologie „in deutscher Sprache ergieße."*)

Wenn nun Luther in seinen Tischreden sagt: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen; ich rede nach der Sächsischen Cantzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland," so heißt das nach H. Rückerts**) sprachgeschichtlicher Auffassung nichts anderes als: Ich habe nur meine Sprache von allen lokalen Einflüssen frei gemacht; sie gehört keiner Mundart an, sondern dem Gemeindeutsch. Dies ist aber keine von mir geschaffene Fiktion, sondern eine Wirklichkeit, es giebt schon ein solches Gemeindeutsch und zwar in den Kanzleien. Er beruft sich auf das Vorhandensein einer Gemeinsprache gegen den Vorwurf, daß seine Sprache nie von ihm geschaffenes Kunstprodukt sei. So sehr nun Luther das Verdienst der kaiserlichen und kursächsischen Kanzlei anerkennt, an deren Gemeinsprache er sich angeschlossen habe als an eine anerkannte Realität, statt von einem eigenen abstrakten Princip auszugehen, so wenig hat er sich zum Unterthan der Kanzleisprache gemacht, nicht einmal hinsichtlich der Orthographie, indem er z. B. die so beliebten Doppelschreibungen von Konsonanten immer mehr aufgiebt. Machte er sich, wie Pietsch a. a. O. 35 sagt, nicht einmal

*) Vgl. Pietsch S. 28—32. Köstlin I, 121.

**) Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache II, 35.

in äußerlichen Dingen zum Unterthan der Kanzleisprache, so noch viel weniger rücksichtlich der eigentlichen Seele des sprachlichen Ausdrucks, der Syntax und des Wortgebrauchs, wie das jeder sieht und fühlt, der die „freiheitatmende Natur der Sprache Luthers“ und die engbrüstigen Expektorationen der Kanzlisten jener Zeit kennt. Er hätte auch darin die Kanzleisprache gar nicht zum Muster nehmen können, einmal weil das, was er zu sagen hatte, so grundverschieden war von dem, was gewöhnlich den Inhalt der Kanzlei-Schriftstücke bildete, und dann, weil die verzwickte und schwerfällige Redeweise der Kanzlisten für Luthers volkstümliche Ziele so unbrauchbar wie möglich war. Übrigens hat Luther selbst deutlich genug ausgesprochen, wie wenig er daran dachte, der Kanzleisprache kanonische Geltung einzuräumen und man sollte daher mit der Auffassung, als ob Luther wirklich nichts weiter gethan, als daß er die Sprache der sächsischen Kanzlei zur deutschen Gemeinsprache erhob, gründlich aufräumen. „Ich meinte auch,“ sagt Luther (am Schluß der Vorrede zur Übersetzung der 5 Bücher Moses, Wittenberg 1525), „ich wäre gelehrt und weiß mich auch gelehrter denn aller hohen Schulen Sophisten von Gottes Gnade. Aber nun sehe ich, daß ich auch noch nicht meine angeborne deutsche Sprache kann. Ich hab auch noch bisher kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprach innen wäre. Es achtet auch Niemand recht deutsch zu reden, sonderlich der Herrn Canceleien und die Lumpenprediger und Puppenschreiber, die sich lassen dünken, sie haben Macht, deutsche Sprach zu ändern und dichten uns täglich neue Wörter: beherzigen, behändigen, ersprießlich, erschießlich u. dgl. Ja, lieber Mann, es ist wohl bethöret und ernarret dazu.“

Luthers Sprachnorm und Sprachideal ruhte auf dem breiten volkstümlichen Boden. Das Volk, für dessen Sprache er ein so feines und fast unfehlbares Gefühl hatte, gab ihm die Richtschnur zu „rechter Art deutscher Sprach“ und der volkstümliche Boden seiner Sprache war naturgemäß ein mitteldeutscher, ohne daß dieser in einer bestimmten mitteldeutschen Mundart zu suchen ist. „Er fand für seine Schriften den deutschsprachlichen Gesamttypus, d. h. die über allen Mundarten stehende Sprache für Ober- und Niederländer.“ Diese Gemeinsprache, sagt Pietsch S. 39 mit vollem Recht, dachte sich Luther gewiß zunächst nur als Schriftsprache und nirgends hat er die Forderung einer mündlichen Gemeinsprache

auch nur angedeutet und man hätte nie verlangen sollen, wie dies von Stubengelehrten vielfach geschehen, von der großen Schar der Bildungsphilister noch heute geschieht, daß die gesprochene Gemeinsprache mit der geschriebenen sich vollkommen decken und der Einzelne sich sorgsam von allem befreien müsse, was irgend einer leisen örtlichen Färbung der Gemeinsprache ähnlich sieht.

Indem Luther an die bereits vorhandenen gemeinsprachlichen Bestrebungen, wie sie in der Kanzleisprache vorliegen, sich anschließt, geht er auf der eingeschlagenen Bahn weiter auf grund der lebendigen Volkssprache in ihrer mitteldeutschen Fassung, sowie seines durch ausgebreitete Bekanntschaft mit den deutschen Mundarten zu einer seltenen Feinheit ausgebildeten gemeindeutschen Sprachgefühls. Für eine entscheidende Stellung in der Sprachgeschichte aufs beste ausgerüstet, hat er bei seiner geradezu unvergleichlichen göttlichen Beanlagung für sprachliche Beobachtung und bei seiner Genialität, mit der er die Sprache zu handhaben wußte, derselben einen Fleiß und eine Sorgfalt zugewendet, wie sie dem gottgesendeten Manne ziemte, eine Sorgfalt, bei der auch H. Rückert vollkommen recht behält, wenn er in seiner Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache (II, 186) sagt: „Luthers Stellung zur Sprachgeschichte ist ohne Luther, den Reformator, undenkbar." Vgl. Pietsch S. 46 f. Dieser Satz schließt die gewissenhafteste Sorgfalt und Nachprüfung und stetige Verbesserungsarbeit der Bibelübersetzung schon darum nicht aus, weil sie mit der stets wachsenden Heilserfahrung Hand in Hand geht. So hat Luther von der ersten Ausgabe des N. T. im Septbr. 1522 bis zu der letzten noch von ihm erlebten Ausgabe der ganzen Bibel im Jahre 1545 stets gebessert. Das zeigt besonders der Psalter. Schon ehe Luther die ganze Bibel zu übertragen begann, hatte er einzelne Psalmen in Übersetzung herausgegeben; der ganze Psalter erschien dann 1524 sowohl besonders wie auch im dritten Teil des A. T., aber beide Übersetzungen wichen an vielen Stellen voneinander ab. Und wiederum verbessert Luther noch einmal die Übersetzung dieses von ihm selbst in sonderlicher Weise erlebten und erfahrnen Buchs in der 1531 veranstalteten Ausgabe. Im Nachwort aber sagt er: „Ob jemand klügeln wollt und fürgeben, wir hätten den Psalter zu fern von den Worten gezogen, der sei bei sich selbs klug und laß uns diesen Psalter ungetadelt, denn wir habens wissentlich gethan und freilich alle Wort auf der Goldwage gehalten und mit

allem Fleiß und Treuen verdeutschet und sind auch gelehrte Leute genug dabei gewest. Doch lassen wir unseren vorigen Psalter auch bleiben um der willen, so da begehren zu sehen unser Exempel und Fußtapfen, wie man mit Dolmetschen näher und näher kommt, denn der vorige Psalter ist an viel Orten dem ebräischen näher und dem deutschen ferner, dieser ist dem deutschen näher und dem ebräischen ferner."

Hier also sehen wir recht, worauf es ihm ankam. Sein Übersetzungsideal war gerade das umgekehrte der modernen Verbesserer, der „Buchstabilisten".

Das deutsche Bibelwort sollte erlebt, deutsch empfunden und deutsch geredet sein, Luther will lieber „den Buchstaben fahren lassen" als „der deutschen Sprache abbrechen". Und treffend vergleicht Pietsch (S. 44) mit diesen Worten die Äußerung Schleiermachers über die beiden möglichen Standpunkte des Übersetzers: „Entweder läßt der Übersetzer den Schriftsteller möglichst in Ruhe und bewegt den Leser ihm entgegen, — oder er läßt den Leser möglichst in Ruhe und bewegt den Schriftsteller ihm entgegen.*) Der letztere Standpunkt ist der Luthers: er bewegt den Leser dem Worte Gottes entgegen, daß er es aufzunehmen, nachzuerleben vermöge. Und dadurch ists allerdings möglich gewesen, daß Luthers Bibelübersetzung ein deutsches Volksbuch in des Worts vollster und tiefster Bedeutung, ein „Denkmal deutscher Sprache und ein Markstein in ihrer Geschichte" geworden ist. In ihrer reinen edlen, zugleich aus der Härte des Volksdialekts der südlichen und der Weichheit der nördlichen Gegenden Deutschlands gebildeten Sprache wurde sie es dadurch, daß Luther ganz und gar, mit Leib, Seele und Geist dem göttlichen Stoffe der h. Schrift sich öffnete und hingab: durch das gänzliche Hineinleben in den Sinn der Offenbarung, durch das völlige Mitleben mit derselben, wovon auch Luthers übrige Werke hinreichendes Zeugnis ablegen. Das und nur das hob Luthers Werk so hoch über seine Vorgänger und drückt ihm den Stempel der unvergänglichen Dauer auf.**)

*) Schleiermachers sämtl. Werke 1838, III. Abt. Bd. II, 218.
**) Vgl. Vilmar: L.-G. 10. Aufl., 320.

# V. Luther als sprachliches Vorbild anerkannt.

Seitdem unsere deutsche Sprache geschrieben wird, hat niemals ein einzelner Mensch so großen Einfluß auf ihre Gestaltung gewonnen, als M. Luther, in ihm aber ists neben dem Erbe aus der althochdeutschen Zeit an erster Stelle die Macht des Wortes Gottes, die diesen Einfluß übt. Die Kraft des deutschen Christentums drängt sich bei Luther noch viel mehr zusammen, als bei Ulfilas und Notker, wo der deutsche Geist erst noch rang, sich mit dem Christentum zu verbinden. So ist Luther als der heldengeistigste Herold des Evangeliums in deutscher Zunge zugleich das sprachliche Vorbild geworden nicht nur für das protestantische Mitteldeutschland: er ists auch gewesen, der, unterstützt durch die aufblühende hochdeutsche Litteratur, die Niederdeutschen veranlaßt hat, von dem angestammten Plattdeutschen in der Schriftsprache abzustehen. Erasm. Alberus sagt 1536: „Luther hat die deutsche Sprache reformiert und ist kein Schreiber auf Erden, der es ihm nachthun kann.“ Nach Oberdeutschland reichte schon früh sein Einfluß. Das litterarische Nürnberg bemühte sich alsbald seine Sprache nachzubilden, und es darf uns nicht wundern, wenn es in einer Tabulatur der Nürnberger Meistersinger, die noch 1697 gültig war, heißt: „Ein Fehler ist, wenn etwas nicht nach der hohen Sprach getichtet und gesungen wird, wie solche in Dr. M. Luthers deutscher Übersetzung der Bibeln befindlich und in der Fürsten und Herren Kanzleien üblich und gebräuchlich ist.“

Auch für das 17. Jahrhundert überhaupt blieb Luther immer wieder maßgebend, da Opitz und die Schlesier auf seine Sprache als auf die Normalsprache hinwiesen und vor allem der

Palmenorden schon aus lokalem Patriotismus (1617 in Weimar gestiftet; der Sitz der Versammlung war zuerst Köthen, dann Weimar, zuletzt Halle, wo er bis 1680 bestand) sich an ihn anschloß. Dieser Orden, auch „fruchtbringende Gesellschaft" genannt, trägt die Verehrung für Luthers Sprache bis tief in Norddeutschland. Zesen verweist in seiner Grammatik die Leser auf das Hochkursachsendeutsch und auf „Luthers frommes Wort" und zugleich bahnt sich des Reformators Sprache den Weg im Süden in die katholischen Kreise. Einer der bedeutendsten und begeistertsten Anhänger der Luthersprache ist gewiß Clajus († 1592) gewesen. Wie Gott, so meinte er in seiner Grammatik,*) zu den Juden das reinste Hebräisch durch die Propheten gesprochen habe, so rede er zu den Christen rein deutsch durch Luthers Mund. Und die Grammatik dieses Mannes, der Luthers Sprache für göttliche Offenbarung hielt, der einseitig nur das gelten ließ, was durch ihn geheiligt war, sie fand Eingang in die Jesuitenschule und die Jünger Loyolas haben Sprache und Orthographie nach den Regeln des feurigsten Vertreters der verhaßten ketzerischen Richtung gebildet. (Wülcker a. a. O.) Selbst der erbittertste Gegner Luthers, der Herzog Georg von Sachsen, mußte und zwar wider seinen Willen, Luthers Meisterschaft bezeugen. Ihm war Luthers Schrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stand sein könnten," in einem Exemplar ohne Titelblatt und ohne Nennung des Verf. vorgelegt. Nachdem er es gelesen, lobte er es gar sehr und sprach zu Lukas Cranach: „Siehe Lukas, du rühmst immer deinen Mönch zu Wittenberg, den Luther, wie er allein gut deutsch reden und gute deutsche Bücher schreiben könne. Aber du irrst hierin sowohl als auch in andern Stücken mehr. Siehe, da habe ich auch ein Büchlein, das ist ja so gut und besser, denn es der Luther nimmermehr machen könnte." Cranach sagte ihm, daß Luther der Verf. des Büchleins sei; Luther habe ihm selbst ein Exemplar mit Titelblatt und Autornamen zugeschickt. Da rief der Herzog im Ärger: „Ists doch schade, daß der heillose Mönch solch ein gutes Büchlein hat machen sollen.**) Luthers Bibelübersetzung

*) Grammatica Germanica ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis ejus libris collecta. 1578. Diese Grammatik, die mit allen Belegen auf Luthers Schriften auferbaut ist, wurde 1595 im Münchener Jesuitenkollegium gebraucht. Wackernagel, K. L. III, 196. Germania 8, 465. Pietsch 89.

**) Lindau, Lukas Cranach. Leipzig 1883, S. 229.

ward Autorität für alle Schriftsteller und Druckereien. In Straßburg mußten Bücher, die 1515 entstanden waren, schon um 1540 nach Luthers Sprachform geändert werden. Aus seiner Sprache schöpften bewußt und unbewußt die ersten deutschen Grammatiker: Fabian Frangk (1531), Albert Oelinger (1573) und der genannte Joh. Clajus (1578). Aus dem Centrum macht sie den Weg in die Peripherie. In der Schweiz verdrängte sie das „Schwyzer Dütsch", das noch Zwingli schrieb,*) im Norden das Plattdeutsche, im Nordosten das Kölnische. Die Römischen bekamen sofort reichen Anteil und zwar durch Luthers Gegner. „Sie stehlen mir meine Sprache," sagte er, aber es war ihm eine Freude, auch seine Feinde deutsch reden gelehrt zu haben. Das Wort Gottes, eine unerschöpfliche Quelle des Trostes, der Lehre, der Strafe, der Besserung, der Züchtigung in der Gerechtigkeit, fähig wie nichts sonst den natürlichen Menschen zu einem „Menschen Gottes" umzubilden und das Volksleben zu vertiefen und zu weihen, der höchste Schatz der Erde ward zugleich das vornehmste und unvergänglichste Gesetzbuch der Sprache. Man sieht, sagt Tilemann Heshusius, an Luthers Übertragung, daß der heilige Geist sonderlich Lust gehabt deutsch zu reden. Sie ist nämlich mehr als eine Übersetzung: sie ist geboren aus der vollen Heilsaneignung, aus der persönlichsten Erfahrung des Schreckens und des Trostes, des Todes und des Lebens und darum kommt ihr keine andere gleich und alle andern Übersetzungen, auch die der römischen Kirche, lehnen sich an sie an, oder weichen zu ihrem eigenen Schaden von ihr ab. Einzelne Irrtümer und Mißverständnisse kommen nicht in Betracht, oder nur insofern als sie die wundervolle Treue des Ganzen bezeugen. Sie sind, wie K. Goedeke sagt, nur deshalb bemerkt, weil sie in dem wichtigsten Buche der Welt vorkommen. Mit ihr können sich die Christen bis zu dem jüngsten Tage fristen. An der Sprache aber sollten

*) Doch schreibt Zwingli noch im Mai 1529 einen lateinischen Brief an den Landgrafen Philipp, der ihn in einem deutschen Schreiben zum Marburger Religionsgespräch aufgefordert hatte, mit der ausgesprochenen Befürchtung, sein Schweizerdeutsch würde kaum verstanden werden. Aus demselben Grund bat er beim Religionsgespräch selbst um Verhandlung in lateinischer Sprache. Der Abstand innerhalb der lebendigen Mundarten mußte immer fühlbar genug bleiben. Über die Schriftsprache und Mundart der Schweiz vgl. Kluge S. 60—74.

sich nach Vilmars Warnung**) die Modernen auch nicht hinsichtlich eines Worts versuchen: es giebt eine Kirchensprache und alles, was bis jetzt in dieser Beziehung versucht worden, trägt den Charakter der Verschlimmbesserung. In Luthers Bibelübersetzung, deren vollendetste Ausgabe die vom Jahre 1545 ist, sind zugleich die belebenden und befruchtenden Keime der Schriftauslegung enthalten und diese wieder ruht überall auf persönlicher Heilsaneignung und der Heilserfahrung der gesamten Kirche. In diesem Sinne sagt Joh. Brentz in seiner Vorrede zum Prediger Salomo vom Jahre 1528: „Die Verdollmetschung Doct. Martin Luthers reicht für sich selbs also hell den Verstand dar, daß sie die Auslegung mit sich auf dem Rücken trägt." In welcher hohen Schule das Werk entstanden, sagt Luther in der Einleitung zur Auslegung des Magnifikats 1521: „Es mag niemand Gott noch Gottes Wort recht verstehen, er habs denn ohne Mittel von dem heiligen Geist. Niemand aber kann es von dem heiligen Geist haben, er erfahr, versuchs und empfinds denn, und in derselben Erfahrung lehrt der heilige Geist als in seiner eigenen Schule, außer welcher wird nichts gelehrt, denn nur Schein, Wort und Geschwätz." Die Übersetzung wird überall die beste sein, welche auf dem tiefsten Verständnisse des Originals beruht und dieses getreu reproduziert, statt es Wort für Wort philologisch korrekt wiederzugeben. Von dieser Anschauung ausgehend, sagt Luther von seinem Werk im Jahre 1538: „Laß andere klug sein und das Herzeleid haben mit ihrer unzeitigen Grammatika und Rhetorika, so sie damit wollen die Schrift meistern und sie zerreißen oder je nichtig machen; es sind arme Grammatici, die da wollen aus ihrer Kunst von dieser hohen Sache reden und urteilen. Es gehören andere Leute dazu, denn diese Vokabulisten und Grammatisten, nämlich die etlich mal sich mit Sünd und Tod gerauft und gefressen, oder mit dem Teufel gebissen und gekämpft haben."

Neben dieser Heilserfahrung, diesem Erleben des Wortes Gottes an erster Stelle war Luther zu seiner Bibelübersetzung besonders befähigt durch eine Lauterkeit, Einfalt, Ehrlichkeit und Festigkeit der Gesinnung (εἰλικρίνεια),

*) Luther, Zwingli und Melanchthon. Frankfurt 1869 und Gütersloh 1883, eine kleine Schrift, die viele Bücher über Luther aufwiegt, indem sie das eigentliche ἴδιον Luthers und der Reformation darstellt.

wie sie von jeher deutsches Erb- und Gnadenteil gewesen. Ist es doch gerade die Kindeseinfalt, welche der Herr selbst als Grundstimmung und Grundbedingung für die rechte Heilsaneignung verlangt: sie führt, wie es unsere ältere Sprache bezeichnet, zur saelde, zum Heile. Diese Einfalt schließt allen Zweifel, alle Verzagtheit und Untreue, alle διψυχία aus und ist das Zeichen wahrhaft heldengeistiger Männer, die Signatur der Gotteskämpfer. Es ist die Haltung des Gemüts, vermöge deren nur ein Sinn, nur ein Gedanke, nur ein Wille das ganze Innere des Menschen erfüllt und beherrscht: der edelste und großartigste Charakterzug des deutschen Volks, das, was es war, ganz war. Wie diese Gemütsstimmung einst bei unserm Volk in den Zeiten des heiligen Bonifatius und Kaiser Karls des Großen dem Evangelium Raum und Bahn machte, so war sie in vollendeter Weise in Luther vorhanden, diesem deutschen Helden, in welchem der Geist Gottes nicht nur, sondern auch der seines Volkes mächtig pulsierte, die Grundstimmung und Grundlage wie seines ganzen Lebens und Wirkens, so insonderheit seiner Bibelübersetzung.

---

# VI. Zur Charakteristik der Sprache Luthers.

## 1.

In dieser Kindeseinfalt zugleich hochgerichtet wie ein Adler auf die Sonne des ewigen Lebens, den lebendigen und allzeit gegenwärtigen Herrn Christus, nahm Luther das Wort Gottes in der Not der ringenden Seele so wie es lautet, ohne allen Zweifel. Statt sich mit dem liebelceren kalten Verstande über das Wort zu stellen, unterstellte er sich ihm, nahm es auch nicht als „Schmuck des Lebens", als Spiel für Müßiggänger, sondern als das höchste und gewisseste Seligkeitsgut mit anbetender Bewunderung und Freude, ohne alle Spekulation und Skepticismus, und also erfolgte bei seiner Bibelübersetzung die innigste Vermählung des heiligen Geistes mit dem der deutschen Einfalt. Da gewinnt denn das scheinbar barocke Wort des Heshusen*) einen tiefen Sinn, eine geschichtliche Wahrheit: man sehe an Luthers Übersetzung, daß der heilige Geist sonderlich Lust gehabt habe, deutsch zu reden.

Die Sprache, sagt man, ist des Mannes Bildnis; sie ist aber auch, wenn sie rechter Art ist, des Volkes Bildnis. Das gilt zumal von der Lutherschen Bibelübersetzung. Schlicht, einfältig und doch voller Majestät geht sie siegesgewiß einher. Es ist die Sprache einer von allem Zweifel freien, von Verwunderung, Freude, Hingabe, Anbetung erfüllten Seele, die aus aller Unruhe und Unfrieden zum gesicherten Besitz, zum Frieden gekommen, die es erfahren hat: „Gottes Wunder geschehen nicht darum, daß wir sie messen und fangen, sondern dadurch glauben und getrost werden" und darum „betteln wir auch nicht bei den Philosophis und Heiden." Siehe nur zu, sagt Luther, daß du auf Gottes Wort acht habest und darin bleibest, wie ein Kind in der Wiegen

*) Ihn würdigt und beurteilt am gerechtesten C. A. Wilkens „Tilem. Heßhusen, ein Streittheologe der Lutherkirche," Leipzig 1860.

(vgl. Psalm 131). Dieser männlich festen deutschen Gesinnung entspricht Luthers männlich feste einfache Sprache. Beide sind aller und jeder διψυχία, allem die Seele wie die Sprache verödendem Zweifel fremd. „Ein Zweifler ist unbeständig in allen seinen Wegen," auch in seiner Sprache, er ist ein Flattergeist, der mit jedem Elemente, auch mit dem Worte Gottes spielt und wagt sich keinem voll dahinzugeben; als Falter schwärmt er, statt als Aar zu schweben. Ein solcher Aar ist Luther in seiner Bibelübersetzung, immer der Sonne des ewigen Lebens zugewandt. Daher die begeisterte Liebe und Hingabe, mit der er sie ausführte. Er war erfüllt von Bewunderung wie für das Wort Gottes, das ihm anfangs „wie die Löwin im Walde begegnete und alle Gebeine zerschlug" und dann erst himmelsüßes Manna ward, so für die Herrlichkeit der deutschen Sprache. Über die Aufgabe des Übersetzers hat er sich in seinem Sendschreiben vom Dolmetschen*) 1530 und in der Schrift „Von Ursachen des Dolmetschens" 1531 ausgesprochen. Es ist ihm dasselbe eine „sonderliche Gabe Gottes." Der wahre Übersetzer muß, wie der wahre Dichter, inmitten seines Volkes stehen, nicht nur seine Sprache reden, auch nicht nur die Fähigkeit haben, die Seele seines Volkes, sein tiefstes Denken, Ahnen, Wünschen und Wollen mit vollster Unmittelbarkeit zu verstehen, sondern auch die Fähigkeit, es auszusprechen und zu gestalten. Dies Verständnis und diese Fähigkeit hat aber in gleich inniger und tiefer, in gleich gottgegebener und umfassender Weise schwerlich jemand in solchem Grade besessen, als Luther. Er ist nicht ein, sondern der Dolmetscher des deutschen Seelen- und Sprachlebens, der wie kein anderer mit feingestimmtem Ohr auch auf die leisesten Regungen und Schwingungen dieses wunderbaren Lebens horcht.

2.

Aus dem Volke geboren und in ihm wurzelnd mit allen Fasern seines Wesens, beherrscht er nicht nur, wie kein anderer seiner Zeit, den vorliegenden Sprachschatz: in und aus ihm strömt auch, ähnlich wie in unserer Zeit bei dem geist- und sprachgewaltigen seligen

*) Dolmetschen gleich übersetzen, verständlich machen, ist slavischen Ursprungs; schon gegen 1300 der tolmatsch. Im Mittelhochdeutschen sagt man der tolke d. h. der Dolmetscher und tolken, vertolken. —

Professor Vilmar — der deutsche schöpferische Sprachgeist, also daß er kein „Buchstabilist" war und sein wollte, sondern „rein und klar deutsch" gab, so daß man auch hier an Luthers Wort erinnert wird: „Den Deutschen bin ich geboren, den Deutschen will ich dienen." In keinem Werke unserer Litteratur ist Gottes heiliger Geist, dieser echte wahre Sprachgeist, mit deutschem Volksgeist so innig vermählt und strömt mit ihm so voll und rein zusammen wie in Luthers Bibelübersetzung. Wie sehr ihm jene „sonderliche Gabe Gottes" geworden, erkennt man recht, wenn man sein Werk mit dem seiner Vorgänger zusammenhält, und doch gab es gerade für Luther so manche barbaries germanica zu überwinden. Aber seine Sprache ist bei aller persönlichen Kraft doch voll wahrer Theopneustie und viel mehr als nur das sogenannte Kolorit des Originals wiedergebend. Wenn es überhaupt des Übersetzers Aufgabe ist, einer auf anderm Boden erwachsenen Pflanze in entsprechender Form ein neues Vaterland zu schaffen, so ist dies bei Luther in vollendeter Weise geschehen. Durch Inhalt und Sprache aber wurde so das mächtigste nationale Band gewoben, welches alle Stämme und Stände wie kein anderes zu verbinden befähigt war. Darum ward Luthers Bibelübersetzung das gelesenste Volksbuch, das unentbehrliche Buch, das eigentliche Familienbuch für Gebildete und Ungebildete, dessen Inhalt für beide gleich anbetungswürdig, dessen Sprache für beide gleich verständlich, edel und klassisch war. Nicht nur, daß diese Bibelübersetzung das Reformationswerk festigte und dem ganzen Volke das lebendige Wort Gottes wiedergab als das bedeutungsvollste Lebensferment, was an sich schon von ewiger Bedeutung wäre: auch in sprachlicher Hinsicht übte es den größten Einfluß von allen Schriften der Litteratur, so daß sich ihm an Klassizität kein anderes Werk zur Seite stellen kann. Hier sah das ganze deutsche Volk christlichen Bekenntnisses in allen seinen Schichten, wie der deutschen Sprache Art sei und wie man solle deutsch reden. Gewürdigt und geadelt war hier die Sprache der Mutter im Hause, der Kinder auf den Gassen, des gemeinen Mannes auf dem Markt und auf dem Feld, denen Luther „aufs Maul gesehen." Hier waren die ebräischen und griechischen Schriften der Bibel aus deutschem Geist in deutscher Sprache nachgeschaffen von einem ebenso gewissenhaften wie geistgewaltigen Übersetzer, der die höchste Vorstellung von seiner

Aufgabe hatte, zu deren Erfüllung er trotz eigener nicht gewöhnlicher Sprachkenntnisse die Hülfe der Freunde erbat. Dennoch kam es vor, daß sie zusammen wohl 14 Tage, drei und vier Wochen nach einem einzigen Wort suchten, denn gerade die freieste Umbildung ins Deutsche beruht auf der gewissenhaftesten Arbeit und der Vertiefung in das heilige Original. Luther sagt z. B., warum er im engelischen Gruß lieber übersetzen wolle: Du holdselige Maria, Du liebe Maria statt: Du voll Gnaden Maria. Wer Deutsch kann, so meint er, der weiß wohl, welch ein herzig fein Wort das ist: die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Fürst, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, fährt er fort, ob man das Wort Liebe auch so herzig und genugsam in lateinischer und anderen Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz und durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache. Denn ich halte St. Lukas, als ein Meister in ebräischer und griechischer Sprache, habe das ebräische Wort, so der Engel gebrauchet, wollen mit dem griechischen κεχαριτωμένη treffen und deutlich geben. Und denke mir, der Engel Gabriel habe mit Maria geredet, wie er mit Daniel redet, und nennt ihn אִישׁ חֲמֻדוֹת, vir desideriorum, das ist Du lieber Daniel; denn das ist Gabriels Weise zu reden. Wenn ich nun dem Buchstaben nach, aus der Esel Kunst, sollte des Engels Wort verdeutschen, müßte ich also sagen: Daniel, Du Mann der Begierungen, oder Daniel, Du Mann der Lüste. O das wäre schön deutsch! Ein deutscher Mann höret wohl, daß Lüste und Begierungen deutsche Worte sind, wiewohl es nicht eitel deutsche Worte sind, sondern Lust und Begier wäre wohl besser. Aber wenn sie so zusammengefaßt werden, Du Mann der Begierungen, so weiß kein Deutscher, was gesagt ist, denket daß Daniel vielleicht voll böser Lüste stecke. Das hieß denn fein gedolmetscht. Darum muß ich hier die Buchstaben fahren lassen und forschen, wie der deutsche Mann solches redet, welches der ebräische Mann isch chamudoth redet, so finde ich, daß der deutsche Mann also spricht: Du lieber Mann, Du liebe Maria, oder Du holdselige Magd, niedliche Jungfrau, Du zartes Weib und dergleichen. Denn wer dolmetschen will, muß großen Vorrat an Worten haben,*) daß er die Wahl könne haben, wo eins an allen Orten nicht

*) D. h. den ganzen deutschen Sprachschatz beherrschen und der Worte Idiom und Klang samt ihrem etymologischen Gehalt kennen. —

lauten will. — Und ein andermal: Ach, es ist Dolmetschen nicht eines Jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen meinen; es gehört dazu ein fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich gelehrtes, erfahren und geübt Herz.

3.

Zur Würdigung der Lutherschen Bibelübersetzung ist besonders auch auf den Wohllaut der Rede, auf Reim, Allitteration und Assonanz zu achten, wie uns G. W. Hopf in seinem kleinen, sehr beachtenswerten Schriftchen „Allitteration, Assonanz und Reim in der Bibel“ (Erlangen 1883) solche zusammengestellt hat. Da sieht man mit Verwunderung, wie Luther überall die volkstümliche Sprache zum Ausdruck gebracht, wie er die musikalischen und mnemonischen Verkettungen der Allitteration und des Reims gebraucht hat. Daß er sich des Wertes dieser Klangmalerei bewußt war, bezeugt er durch den Satz: „Reime oder Verse machen gute Sentenz und Sprichwort, die man lieber braucht, denn sonst schlechte Rede.“ Das großartigste Beispiel freier und doch richtiger Übersetzung hat er im 73. Psalm gegeben. In der ersten Ausgabe (1524) hatte er streng nach dem ebräischen Text geschrieben: „Wen hab ich im Himmel, und auf Erden gefällt mir nichts, wenn ich bei dir bin. Mein Fleisch und mein Herz ist verschmacht, Gott ist meines Herzens Hort und mein Teil ewiglich.“ In der zweiten Ausgabe des Psalters dagegen: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“ So hat der deutsche Psalter einen Spruch erhalten, welcher Millionen zum Troste wurde. Wie volkstümlich genial übersetzt Luther Sirach 40, 26, wo der griechische Text lautet: *χρήματα καὶ ἰσχὺς ἀνυψώσουσι καρδίαν καὶ ὑπὲρ ἀμφότερα φόβος κυρίου.* Die Vulgata übersetzt wörtlich: Facultates et virtutes exaltant cor et super haec timor Domini. Luther dagegen giebt statt der wörtlichen Übersetzung ein Sprichwort: **Geld und Gut machet Mut**, aber vielmehr die Furcht des Herrn.

Derartige Denksprüche finden sich noch gar viele, Sprüche, die mit Einfachheit und Wohllaut in Ohr und Herz fallen und dem Gedächtnis sich leicht einprägen. Schon in der gotischen Über, setzung von Ulfilas tritt die Allitteration bedeutend hervor

worauf zuerst Maßmann in seinem Werke „Ulfilas, die heiligen Schriften Alten und Neuen Bundes in gotischer Sprache. Stuttgart 1857" hinwies. Da sagte er u. a.: Solche allitterierende Sätze sind unserer Sprache so tief eingeprägt und prägten sich dem Ohr und innern Sinne der daran Gewöhnten beim Vorlesen so tief ein, daß Ulfilas dies ihm zuströmende Mittel nicht als heidnisch zu scheuen, sondern eher zu pflegen hatte. Wie Ulfilas verfuhr auch Luther. Welch eine Fülle von sprichwörtlichen Verbindungen, wie z. B. **b**eten und **b**itten (Kol. 1, 9), **bl**ind und **bl**oß (Offenb. 3, 17), **D**isteln und **D**ornen (Gen. 3, 18; Jes. 5, 6), **fr**euen und **fr**öhlich sein (Ps. 118, 24; Joel 2, 23; Jes. 9, 3. 61, 10), **f**ühlen und **f**inden (Act. 17, 27), **h**arren und **h**offen (Hiob 17, 15), **H**aß und **H**ader (Phil. 1, 15), **h**eilig und **h**ehr (Ps. 111, 9), **L**eib und **L**eben (2 Makkab. 7, 37), sich **sch**ämen und **sch**euen (Esra 9, 6), **sch**änden und **sch**mähen (Spr. Sal. 13, 5), **Sch**irm und **Sch**ild (Ps. 91, 4), **schl**afen und **schl**ummern (Ps. 121, 4), Seide und Sammet (Hes. 27, 16), **St**ecken und **St**ab (Ps. 23, 4), **t**ichten und **t**rachten (Gen. 6, 5; Jes. 59, 13), **w**ägen und **w**iegen (Eph. 4, 14), Wasser**w**ogen und **W**ellen (Ps. 42, 8), **W**erke und **W**orte, **W**esen und **W**andel, **w**ild und **w**üst, **W**ind und **W**oge, **w**üten und **w**allen, zittern und zagen.

Oder wie klingen andere paarweise allitterierende Verbindungen in Ohr und Herz hinein! Da heißt es Gen. 34, 21: sie wollen im Lande **w**ohnen und **w**erben. 1 Kön. 2, 3: **W**arte auf die Hut des Herrn, daß du **w**andelst in seinen **W**egen! Hiob 2, 8: Er nahm einen **Sch**erben und **sch**abte sich. Spr. Sal. 4, 11: Laß dein Herz nicht **w**eichen auf ihren **W**eg; 12, 3: Wenn **f**inster werden die Gesichter durch die **F**enster. Jer. 1, 12: Ich will **w**acker sein über mein **W**ort; 2, 24: **L**ieber, **l**auf nicht so hellig; 4, 14: Wie lange wollen bei dir bleiben die **l**eidigen **L**ehren? Weish. 5, 3: Sie werden untereinander **r**eden mit **R**eue. Sir. 4, 31: **St**rebe nicht wider den **St**rom; 36, 25: wo sie **f**reundlich und **f**romm ist. Dan. 12, 13: Die **L**ehrer werden **l**euchten wie des Himmels Glanz. Kol. 3, 16: in geistlichen **l**ieblichen **L**iedern. Matth. 6, 22: Das Auge ist des **L**eibes **L**icht. Luk. 2, 32: ein **L**icht zu er**l**euchten die Heiden. 1 Joh. 2, 10: Wer seinen Bruder **l**iebet, der bleibet im **L**icht. Ebr. 11, 34: sind des **Sch**wertes **Sch**ärfe entronnen, sind **k**räftig geworden aus der **Sch**wachheit. Offenb. 6, 10: Wie lange **r**ichtest du und **r**ächest

nicht unser Blut? Dazu Wendungen, wie: Zeichen und Zeiten, forschen und fragen, Höhe und Hügel, Schild und Schwert, willig und weise, Zins und Zoll, reden und rufen, Hort und Hilfe, Lende und Last, loben im Liede, Beil und Barte, Brunnen und Bäche, Zeichen und Zeugnis, leben und loben, saugen und satt werden, reden mit Reue, vom Winde verweht, Wächter und Warte, Helm und Harnisch, pochen und plagen, Turm und Thor, Wein und Wasser, Brei und Brot, Zoll und Zinse, wurzeln und wachsen, Weiber und Witwen, Lügen und lose Teidinge, Fabel und Fluch, Wesen und Wandel, mehren und mindern, Friede, Freude und Fülle, schamrot und Schande, dürr und durstig, Land und Leute, Raub und Rappuse, Götze und Greuel, lenken und locken, gnädig und günstig; lören*) auf den Lagern (Hos. 7, 14), Weide und Wasser, Herde und Hürde, Schauer und Schande, Schnur und Schwieger, Blick und Blitz, Horn des Heils, im Frieden fahren, Werke wirken, reden und richten, Leute und Laien, Bett und Bahre, Witwe und weinen, fordern und finden, Zank und Zwietracht, Helm und Heil, sagen und setzen, Scham und schmücken (1 Tim. 2, 9), lügen und leugnen, richten und rächen, Sänger und Saitenspiele.

Gehäufte Anklänge steigern die Kraft der Sprache, oft in überraschender Weise. Einige Beispiele mögen es erläutern. Richt. 5, 16: Warum bleibest du zwischen den Hürden, zu hören das Blöken der Herde? 19, 8: Lieber,**) labe dein Herz und laß uns verziehen. 2 Sam. 22, 3: Gott ist mein Hort und Horn meines Heils. Ps. 8, 2: Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name. Ps. 20, 7: Nun merke ich, daß der Herr seinem Gesalbten hilft und erhöret ihn in seinem heiligen Himmel; seine rechte Hand hilft gewaltiglich. Ps. 51, 8: Du hast Lust zur Wahrheit, du lässest mich wissen die heimliche Weisheit. Ps. 69, 20: Du weißt meine Schmach, Schande und Scham. Ps. 86, 11: Weise mir, Herr, deinen Weg, daß ich wandle in deiner Wahrheit. Ps. 104, 3: Du wölbest es oben mit Wasser, du fährest auf den Wolken wie auf einem Wagen und gehst auf den Fittichen des Windes. Ps. 109, 9: Seine Kinder müssen Waisen

*) Die „Probebibel" Halle 1883 hat dafür heulen gesetzt. Das Wort lören ist nach Stalder II, 180 in der Schweiz noch im Gebrauch. Alberus hat „das lörn" = Totengesang.

**) Vgl. die Stelle in der Probebibel, wo die Anrede „Lieber" fehlt.

werden und sein Weib eine Witwe. Spr. 24, 17: Freue dich nicht des Falles deines Feindes. Pred. Sal. 5, 7: Es ist ein hoher Hüter über die Hohen. Jes. 59, 1: Des Herrn Hand ist nicht zu kurz, daß er nicht helfen könne. Weish. 19, 9: Sie löcketen wie die Lämmer und lobten dich, Herr, der sie erlöset. Sir. 19, 2: Wein und Weiber bethören die Weisen. Matth. 5, 16: Laßt euer Licht leuchten vor den Leuten; 21, 2: Ihr werdet eine Eselin finden angebunden und ein Füllen bei ihr; löset sie auf und führet sie zu mir. Luk. 2, 8: Es waren Hirten auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde; 7, 39: Wenn dieser ein Prophet wäre, so wüßte er, wer und welch ein Weib das ist; 8, 24: Er bedräuete den Wind und die Woge des Wassers. Joh. 2, 9: Der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war und wußte nicht, von wannen er kam. Kol. 1, 10: Daß ihr wandelt würdiglich und fruchtbar seid in allen guten Werken. Jak. 1, 6: Wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. Jud. 12 u. 13: Sie sind Wolken ohne Wasser, von dem Winde umgetrieben, wilde Wellen des Meeres.

Nimmt man die ungezählte Menge von bedeutsamer Allitteration im Parallelismus der Glieder hinzu, die wegen ihres korrelativen Charakters in nächster Verwandtschaft zum alten Stabreime stehen und frei gebildet, aus dem reinsten, tiefsten, stärksten Sprachgefühl geflossen sind, so werden wir vollends mit Bewunderung vor solcher Verdeutschung der Bibel erfüllt. Wer möchte Wendungen verbessern wie die Deut. 32, 11: Er breitete seine Fittiche aus und trug sie auf seinen Flügeln. 1 Sam. 20, 21: Denn es ist Friede und hat kein Fahr. 2 Sam. 12, 3: Es aß von seinem Bissen und trank von seinem Becher; 22, 1: Und er fuhr auf dem Cherub und flog daher; 22, 34: Er macht meine Füße gleich den Hirschen und stellet mich auf meine Höhe. Hiob 8, 21: Bis daß dein Mund voll Lachens werde und deine Lippen voll Jauchzens; 26, 11: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. Ps. 2, 4: Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer. Ps. 16, 9: Darum freuet sich mein Herz und meine Ehre ist fröhlich. Ps. 24, 4: Der unschuldige Hände hat und reines Herzens ist. Ps. 43, 3: Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten. Spr. 4, 18: Der Gerechten Pfad glänzet wie ein Licht, das da fortgehet, und

leuchtet bis auf den vollen Tag. Pred. 1, 18: Wer viel lehren muß, der muß viel leiden. Jes. 40, 21: Daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden; 44, 3: Ich will Wasser gießen auf die Durstigen und Ströme auf die Dürren; 60, 20: Der Herr wird dein ewiges Licht sein, und die Tage deines Leides sollen ein Ende haben. Jer. 4, 29: Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt? Klagl. 1, 1: Wie liegt die Stadt so wüste, die voll Volks war? Sie ist wie eine Witwe. Dan. 10, 19: Fürchte dich nicht, du lieber Mann, Friede sei mit dir. Sir. 21, 28: Die Narren haben ihr Herz im Maul, aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen. Luk. 2, 10: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude. Joh. 1, 4: In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen; 15, 13: Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde. Röm. 12, 9: Hasset das Arge, hanget dem Guten an. 2 Kor. 5, 6: Dieweil wir im Leibe wohnen, so wallen wir dem Herrn. 1 Joh. 2, 22: Wer ist ein Lügner, ohne der da leugnet, daß Jesus der Christ sei? Jud. 12: Sie weiden sich selbst, sie sind Wolken ohne Wasser, vom Winde umgetrieben, wilde Wellen des Meeres. Offenb. 6, 10: Wie lange richtest du und rächest nicht unser Blut? 21, 3: Die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und ihre Leuchte ist das Lamm.

So tritt uns überall in Luthers Bibelübersetzung die innigste Vermählung von biblischer Geistestiefe und deutschem Sprachgeist entgegen, abgesehen von einer ebenso schlicht volkstümlichen wie geradezu genialen sittenmäßigen Anwendung des Wortes Gottes auf das Leben und die Lebensverhältnisse des deutschen Volks. Er hat in seiner Übersetzung der heil. Schrift bekanntlich sehr oft nicht bloß die ebräische oder griechische Ausdrucksweise der deutschen Art zu reden angepaßt, sondern auch den im Grundtext bezeichneten Sachen deutsche Sachen substituiert. Seine Verdeutschung der heil. Schrift ist, weit entfernt nur Übersetzung zu sein, vielmehr zugleich sittenmäßige Anwendung und Auslegung des Wortes Gottes für das deutsche Volk innerhalb einer großartigen fides divina d. h. des aus der Aneignung der Erlösung fließenden vollständig klaren Zusammenhangs sämtlicher Offenbarungsthatsachen. Bringt man alle diese Eigenschaften der Lutherbibel in Rechnung und erwägt man, daß Bibelübersetzung,

Katechismus und Kirchenlied untereinander und mit dem biblisch-deutschen Sprachgeist zusammenstimmen müssen, so wird es mindestens als sehr bedenklich erscheinen, die Bibelverdeutschung Luthers, dies wunderbarste Denkmal unserer deutschen Sprache und Litteratur, dem der höchste Reichtum sprachlichen und geistigen Gehalts einverleibt ist, korrigieren zu wollen,*) abgesehen davon, daß wir wiederholt und nachdrücklich gewarnt sind, hier als in eine fremde Rechtssphäre einzugreifen. Man erinnere sich doch auch nach dieser Seite hin der Worte des Korrektors der Lutherschen Schriften, Christoffel Walthers, der da verlangt, daß Luthers Sprache und Arbeit in seinen Büchern „ungeändert, ungetadelt und ungemeistert“ bleibe, sowie vor allem des Protestes, den Luther selbst schon gegen alle künftige Änderungen seiner Bibelverdeutschung eingelegt hat. „Es ist mein Testament und meine Dolmetschung und soll meine sein und bleiben.“ (Walch 21, 311.) „Nun wird sich auch der Kot ans Rad hängen und wird keiner so grob sein, der hier nicht wolle Meister über mich sein und mich hier und da tadeln. Ist nun

*) Ohne die mühsamen und gewissenhaften Arbeiten der Kommissionen der Bibelrevision, deren Resultate in der sog. Probebibel niedergelegt sind (Halle, Waisenhaus 1883) irgendwie zu unterschätzen, die recht wohl unter dem Luthertext, oder aber in einem Anhange zu unsern deutschen Bibeln geboten werden könnten, empfiehlt sich doch aus vielen naheliegenden Gründen, vor allem aber principiell weit mehr eine sog. „Parallelbibel“, wie sie die Verlagshandlung von Bertelsmann in Gütersloh seit 1887 herausgiebt, wo neben der Verdeutschung durch D. M. Luther die „wortgetreue Übersetzung nach dem Grundtext“ steht. Nur wäre (schon um eine Darbietung der Bibel in mehreren Bänden zu vermeiden) die Parallele nur auf diejenigen Bibelstellen zu beschränken, deren Übersetzung überhaupt als anfechtbar erscheint. Ohne hier weiter auf die Bibelübersetzungskontroverse einzugehen, muß doch und zwar aufs nachdrücklichste auf eine seltsamerweise mitunter gerade an kompetenter Stelle ganz übersehene (oder totgeschwiegene?) kleine Arbeit des seligen Vilmar verwiesen werden: „Zu der Sprache in Luthers Bibelübersetzung“ in „Kirche und Welt“, Gütersloh 1872, Bd. II, S. 157—176, wo die von Mönckeberg, Frommann und R. v. Raumer vorgeschlagenen Corrigenda des Cansteinschen Textes samt den Principien einer solchen Revision überhaupt behandelt werden. Wollte man sich zudem die Mühe nehmen, die sprachlich-theologischen Bemerkungen zu den angefochtenen Übersetzungen aller der Bibelstellen zu erwägen, die Vilmar in seinem Collegium Biblicum mit so umfassender Sachkenntnis geboten hat, so würden auch die gelehrtesten Bibelrevisoren oft noch gelernt und die sog. Probebibel an vielen Stellen einen erheblichen Gewinn davongetragen haben. Scheint doch kaum ein andrer zur Würdigung der Lutherschen Bibelübersetzung berufener gewesen zu sein. (Vgl. oben S. 48.)

jemand so fast über mich gelehrt, der nehme die Bibel ganz vor zu verdeutschen, und sage mir danach wieder, was er kann. Macht ers besser, warum sollte man ihn nicht mir vorziehen. — Darum bitte ich, jedermann lasse sein Lästern — und die armen Leute unverwirret." (Walch 14, 19.) „Ich habe deutsch, nicht lateinisch noch griechisch reden wollen, da ich deutsch zu reden im Dolmetschen vorgenommen hatte. — Und was soll ich viel und lange sagen vom Dolmetschen? Sollte ich aller meiner Worte Ursachen und Gedanken anzeigen, ich müßte wohl ein Jahr daran zu schreiben haben. Wer mein Dolmetschen nicht will, der lasse es anstehen; der Teufel danke ihm, wer es ungern hat, oder wider meinen Willen und Wissen meistert. Man lasse mir mein Dolmetschen mit Frieden und mache ein jeder, was er will, für sich selbst und habe ihm ein gut Jahr." (Walch 21, 847.) Greifen demnach nicht alle sog. Verbesserungen von Luthers Bibelübersetzung in seine Rechtssphäre ein?

Und nicht nur in die Rechtssphäre Luthers, sondern auch in die des gesamten deutschen Volks und seines edelsten geistigen Besitztums, seiner Sprache. Klagt doch selbst D. Frommann, in dessen Hände man die Revision der Lutherbibel nach der sprachlichen Seite legte, im berechtigten Unmut: „Die hochweisen Herren wünschen eine Sprache, wie wir sie heutzutage in den Zeitungen lesen. Luther, von dem sie ein besseres Deutsch lernen könnten, soll bei ihnen in die Schule gehen. Dazu aber kann ich mich nimmermehr hergeben, seine edle Sprache zu verderben und das kostbare Kleinod, das er uns in seiner Bibelübersetzung hinterlassen, zu verhunzen." In die alte Lutherbibel hat unser Volk sich eingelebt; sie wird ihm durch keine andere vermeintliche „Normalbibel" ersetzt. Gott hat dem deutschen Volke einmal einen Propheten mit außerordentlicher Begabung zu dem großen Werke erweckt und daß auch die Sprache der Lutherbibel den Ansprüchen der Volksschule genügt, das haben selbst Männer wie Dorner und Grimm im Revisionsausschusse anerkannt. „Man lasse die armen Leute unverwirrt!" sagt Luther. Handelt es sich um eine möglichst getreue Übersetzung für Gelehrte, so waltet ja kein Bedenken, von Luthers Bibelübersetzung abzuweichen und hat die Probebibel sehr Erfreuliches und Großes andern Übersetzungsversuchen gegenüber geleistet. Aber ein anderes

ists, die Bibel für die Theologen, und ein anderes, für das Volk und die Kirche zu übersetzen. (Vgl. o. S. 48.) Und ist nicht die evangelische Kirche schon zersplittert genug, daß wir solche Zersplitterung noch durch neue Bibelübersetzungsversuche vermehren dürften? Denn nur ein Versuch wird selbst die Leistung der „Probebibel“ sein und diesem Versuch werden andere Versuche folgen. Der eine thut in der Verbesserung zu wenig, der andere zu viel. Und selbst wenn alle deutschen Kirchenregimenter sich zur Annahme jenes Versuchs einigen würden, was ohnehin schwerlich geschehen wird, so sind doch wohl selbst die Kirchenregimenter, zumal die modernen, kaum berechtigt, einem Nationalgut des deutschen Volks, wie es die Bibelübersetzung Luthers in jeder Beziehung geworden, etwas von seinem kanonischen Ansehen und seiner Geltung zu nehmen.

4.

Da Luthers Bibelübersetzung das gelesenste Volksbuch wurde, so wollte die römische Kirche bei so wunderbarem Erfolge nicht zurückbleiben. Die Übersetzungen, welche sie bot, fußen alle auf der Lutherschen, so die von J. Beringer, der Luthers Übersetzung des Neuen Testaments mit wenigen, fast nur dialektischen Änderungen stillschweigend verwendete (Speier 1526), so Hieronymus Emser, „der Sudler in Dresden“ (1527), welcher gleichfalls Luthers Werk mit geringen sprachlichen Veränderungen beibehielt und dazu nur eigene Glossen gab; so Joh. Dietenberger (Mainz 1534), der ähnlich verfuhr. Während auf der einen Seite Luthers Bibelübersetzung verboten wurde, drang sie auf der andern in etwas veränderter Gestalt, unter anderen Namen in die Kreise des katholischen Volks. Ein spanischer Theologe, der bei Karl V. in hohem Ansehen stand, schrieb ein eigenes Buch, in welchem er die römischen Argumente gegen das Bibellesen der Laien widerlegte. In der vierten der zehn Regeln, die das Konzil zu Trident über den zu rechtfertigenden index librorum prohibitorum aufstellte, wird das Lesen der heiligen Schrift in der Volkssprache nur gestattet auf einen schriftlichen Erlaubnisschein des Beichtigers. Der Kardinal Hosius aber meinte, den Laien die Bibel in die Hand zu geben, sei so viel als die Perlen vor die Säue werfen.

Nach Verlauf eines Jahrhunderts versuchte man sich auch protestantischerseits wieder in neuen Übersetzungen. Sie sind allzumal „Verschlimmbesserungen“ und schon verurteilt durch Klop-

stocks Ode „Die deutsche Bibel", wo er sagt, daß Luther bitte für die Armen, denen Geistesberuf nicht scholl. Ihnen allen fehlte in sehr sichtbarer Weise die „sonderliche Gabe Gottes", vermöge deren eine Übersetzung mehr sein soll, als eine wörtliche Übertragung, nämlich die wunderbarste geistige und sprachliche Metamorphose, ja Neuschöpfung, zu der eben nur der gottbegnadete schöpferische Geist befähigt ist, wie er in Luther wohnte. Die Worte Gottes sind unergründlich reich an tieferm Sinn und die äußerlich wörtliche Übersetzung und Auslegung reicht nicht aus, wenn nicht die Erfahrung von den lebendigen Gnaden des lebendigen Gottes hinzukommt. Sie aber war in Luther vorhanden, wie bei keinem andern. Darum geht sein Werk den Gang der Unsterblichkeit, während die Bedeutung aller seiner Nachahmer und vermeintlichen Verbesserer immer nur eine ephemere und lokale ist. Nie ist ein Buch der Welt so meisterhaft übertragen worden, wie die Bibel von Luther; dies wichtigste Buch der Welt ist und bleibt für uns neben dem höchsten Schatz der Erde das unvergängliche Gesetzbuch der Sprache. In ihr ruht, sagt K. Goedeke, die ganze mächtige Fülle und Gefügigkeit derselben; ihre einfache Kraft, feierliche Größe, lautere Klarheit und feste Sicherheit ist niemals wieder erreicht worden. Nicht nur, daß alle späteren Übersetzungen, auch die in fremde Sprachen, auf ihr beruhen: mit ihr gewann die Litteratur der neuen Zeit einen epischen Hintergrund, auf den nur zurückgedeutet werden durfte, um ganze Reihen von Vorstellungen und Empfindungen wie durch Zauberschlag zu erwecken. Da hat er, wie E. M. Arndt sagt, die deutsche Sprache für alle Zeit mit dem Stempel der Majestät gestempelt und wer künftig deutsch reden und dichten will, wird sich an ihn halten müssen; er hat der Sprache den kurzen Schritt der Kraft, den treuen Ton der Einfalt gegeben, den sie wohl wird behalten müssen, wenn sie deutsch bleiben soll.

In dieser Verbindung von Einfalt, Geistestiefe und deutscher Vollkraft erkennt man den schöpferischen Sprachbildner schon in der Vorrede zur „Theologia deutsch", sowie in seinem ersten Buch „die sieben Bußpsalm" (1517), dieser, dem Herrn geheiligten Erstgeburt seiner Bibelübersetzung, und ebenso in den 95 Thesen. Denn obwohl diese Thesen von Luther lateinisch und

erst von J. Jonas deutsch gegeben sind, so ist doch unverkennbar jener kurze Schritt der Kraft des Mannes, der da ruft: „Nun will ich der Pauke ein Loch machen, ob Gott will;“ es lebt und webt darin deutsche Geistestiefe und deutscher Sprachgeist des „jungen Doktors, neulich aus der Esse gekommen, hitzig und lustig in der heiligen Schrift.“ Die Energie seines Stils, die Kraft und den Reichtum seiner Rede bezeugen ebenso schon die andern Erstlingsschriften, wie z. B. die Auslegung des heiligen Vaterunsers (1518), wo Luther sein Volk wieder einfältig deutsch beten lehrt, vor allen „alle arbeitenden Leute und die auch selbst nicht wissen, was die Worte bedeuten.“ Jedem Stoffe fügte sich seine Sprache, die bald knapp und gedrungen und scharf wie ein Schwert, bald wie ein mächtiger Strom in breitem Bett dahinfließt, wie z. B. in den Predigten über die zehn Gebote, wo er u. a. einmal von dem Bischof spricht, „der den großen Beuteldrescher in die Lande schickt, der drasch auch weidlich darauf, daß es mit Haufen begunnt in die Kasten zu fallen, zu springen und zu klingen“ und in seiner Freiheit des Sermons, wo er auf Tetzels Scheltworte antwortete. Seinem ehrlichen, gottesfreudigen und friedfertigen Gemüte giebt er hier, wie in seinem Briefe an Hartmut von Kronberg (1522), einem der herrlichsten Trostbriefe, Ausdruck. Da heißt es u. a.: „Es ist ein spottliches, schimpfliches Dräuen, daß man Christum und seine Christen mit dem Tode schreckt, so sie doch Herren und Siegmänner des Todes sind, gleich als wenn ich wollte einen Mann damit schrecken, daß ich ihm sein Roß aufzäume und ihn darauf reiten ließe. Aber sie glauben nicht, daß Christus auferstanden von den Toten und ein Herr des Lebens und des Todes sei; er ist bei ihnen noch im Grabe, ja noch in der Helle.“ Dieselbe Glaubens- und Heldensprache ohne alle geistliche Großsprecherei redet Luther in seinen Predigten, in seiner Schriftauslegung und in den herrlichen Vorreden zu den einzelnen Büchern der Bibel. Liest man z. B. seine Vorrede auf den Psalter (vom Jahre 1531 und 1545), seine Erklärung des 118. Psalms (1530) oder seine „Heerpredigt wider den Türken“, wo er von dem Tode auf dem Schlachtfelde spricht, so schauen wir überall die Vermählung des deutschen Sprachgeistes mit dem heiligen Geiste: — sie ist des Mannes Bildnis. Diese erfolgte wie durch die Versenkung in das ewige, schöpferische, auch spracherneuernde Wort Gottes, so durch

das Gebet. Die Umgangs- und Verkehrssprache beeinflußt unsere Gedanken und sprachlichen Ausdruck mehr, als wir selbst wissen: wie sollte nicht das Gebet, dieser unmittelbarste Verkehr mit Gott, dies Reden von Person zu Person unsern Gedankeninhalt, wie unsere Sprache aufs tiefste beeinflussen? Wo die Seele stille geworden ist vor dem Herrn und mit Samuel spricht: Rede Herr, dein Knecht höret, da erklingt der tiefste Geistes- und Seelengrund gleich einer Harfe von dem Worte der Ewigkeit, das da ist das Wort des Geistes und der Kraft. Und so müssen wir auch da, wo es sich um Luthers Sprache handelt, Luther, den kindlich kühnen unabtreiblichen, weil durch Christum gerechtfertigten Beter, einen der größten Beter der Welt, anschauen, um das Geheimnis des Sprachwunders bei ihm wenigstens zu ahnen. Man lese die schöne Auslegung des ebräischen Abba in der Predigt am 8. Sonntag p. Trin.: „Das ebräische Abba heißt lieber Vater, es ist das Rüffen, wie ein junges Kindlin, so der Erbe ist, aus einfaltiger kindlicher Zuversicht mit seinem Vater lallet." — Wie oft und mit vollem Recht hat man z. B. die Sprache Luthers in seiner Schrift „An den Adel deutscher Nation" bewundert. Woher der mächtige Strom der Sprache; woher die „souveräne Leichtigkeit", mit der er schreibt? Es ist nicht nur Luther, in dem die Vollkraft deutschen Geistes wohnt mit seinem herzlichen, kräftigen, gesunden Ausdruck und Ton: es ist hier, wie überall in seinen reformatorischen Schriften, zumal in den drei Volksschriften vom Jahre 1520 neben der Sprachniedersetzung des deutschen Volks und derjenigen der heiligen Schrift die Sprachniedersetzung des Gebets, durch welche Luthers Sprache in ihrer edlen wunderbaren Kraft und Reinheit so gewaltigen Einfluß übte, daß sie, wie J. Grimm sagt, Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung ward, wovon bis auf den heutigen Tag nur unbedeutend und meist zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen worden. Auch diese Schrift mit ihrem Schritt der Kraft ist nicht hinterm Ofen entstanden, da redet „der frische, junge, starke Mann." Da weht frischer, stärkender Frühlingsodem wie auf dampfendem Felde in der Frühe des Tages. Faßte Luther doch den Gedanken dazu, als er einmal mit Lorenz Süß über Feld reiste. Da kniete er unterwegs vor seine Wagenkiste nieder und betete eine gute Weile mit großem Ernst und sagte: „Nu hab ich meine Büchse geladen." Lorenz fragte ihn: Domine pater, was meint Ihr

damit? Luther antwortete: „Ich habe meine Büchse geladen, geht mir die recht ab, so soll sie gewiß durchdringen. Ich will an den deutschen Adel ein Büchlein schreiben; gelingt mirs damit, daß sie zum Wort Gottes treten, so sollt ihr sehen, was folgen wird.“ Die Schrift wurde Anfang August 1520 ausgegeben; als am 18. August bei Luther ein warnendes Schreiben von Staupitz eintraf, hatte der Verleger Melchior Lotter in Wittenberg schon 4000 Exemplare verkauft und wieder nach Verlauf einiger Tage mußte Luther eine neue Auflage vorbereiten. Dazu kommen noch die zahlreichen Nachdrucke, deren 1520 zwei zu Basel, zwei zu Leipzig, einer in Straßburg erschienen. Im ganzen ist das Büchlein etwa zwölfmal gedruckt d. h. mindestens in 25000 Exemplaren verbreitet worden.*) — Derselbe Odem des grünen Feldes strömt in der herrlichen deutschen Volksschrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen,“ ebenfalls vom Jahre 1520 und Papst Leo X. zugeeignet (in den Jahren 1520—1526 nicht weniger als 16mal gedruckt), sowie in der dritten (obwohl lateinischen) Schrift desselben Jahres: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ (De captivitate babylonica). — Luthers originelle, klangreiche und sinnlich-kräftige Kern- und Kraftsprache ist mit dem Inhalt und Geist seiner evangelischen Erkenntnis immer zusammengewachsen, sie entquillt einem tiefen, unerschöpflichen Born und indem sein Geist sich aus den Tiefen des Glaubens in der Sprache, diese stets in ihrem Vollgehalt erneuernd, erhebt, finden sich Stellen, welche dem Schönsten, Gewaltigsten und Höchsten, was die deutsche Litteratur je hervorgebracht hat, an die Seite zu setzen sind. So ists selbst in seinen sturmbeflügelten Streitschriften, in welchen Luther die lebendig entflammende Rede durch den Druck ersetzt. Schon daß dies überhaupt möglich war, beweist die Macht der Sprache. In dieser Beziehung stellen sich, worauf zuletzt noch Scherer (Litteraturgeschichte S. 283) mit Recht hinweist, seine Kampfschriften für die sprachliche und litterarische Betrachtung (und nicht nur für diese) neben die Lieder Walthers von der Vogelweide. Neben der Schärfe seiner Waffen, welche Fülle, Kraft, Verständlichkeit, Wärme und Innigkeit! Auch im Spott und Hohn die Sprache des tiefsten Ernstes, wie in allen großen Zeiten, denen Ironie und Satire eigentümlich ist, wie denn

*) Luthers Briefe, de Wette I, 475, 478—480. Pietsch 52.

das Wort Gottes selbst der schärfsten heiligen Ironie nicht entbehrt. Daß Luther über die Grenzen dieser heiligen Ironie auch hinausgegangen, und in seiner deutschen Volksart (barbaries germanica) die oft überaus derbe Sitte und Sprache seiner Zeit voll offenbart, wie z. B. dem König Heinrich (der 1522 gegen die Sätze des Buchs de capt. babyl. über die Sakramente mit vielen Schmähreden gegen Luther geschrieben), dem Herzog Georg und namentlich dem Herzog Heinrich von Braunschweig gegenüber (wider Hans Worst 1541), soll nicht verschwiegen werden. Wer aber den Ton und die Sprache jener Zeit in Streitsachen kennt, wie sie u. a. in der monströs groben Reimschrift des Franziskaners Thomas Murner „Von dem großen lutherischen Narren" (1522) herrscht, der wird auch in Luthers Art und Sprache nicht nur die Ausbrüche des „alten Adam" finden. Immer aber geht er mit unerbittlicher Festigkeit auf dem engen Wege der Wahrheit in einer, selbst in ihren Auswüchsen noch bewundernswerten Sprache, die ebenso heldenhaft wie naiv erklingt, auch wo er nicht eifert und schilt.

Auf diesem Gebiete polemischer Pamphletlitteratur, sagt Pietsch (S. 69), ist kaum einem andern Schriftsteller etwas gelungen, was an Luther heranreichte, was z. B. von seiten der Sprachform sich nur entfernt einer Lutherschen Schrift, wie etwa „Wider Hans Worst" vergleichen könnte. Während Luther in dieser und anderen ähnlichen Schriften seinen nicht geringen Vorrat kräftigster Schelten und derbster Schimpfreden aus dem sehr reich ausgestatteten Schatze der volkstümlichen Rede entnimmt, haben die meisten andern Stimmführer der religiösen Polemik des 16. Jahrhunderts nicht viel mehr vermocht, als in schwülstigen, schwerfälligen Sätzen Beleidigungen auf Beleidigungen zu häufen und das Material dazu Luther abzuborgen. Das Wort Quod licet Jovi non licet bovi hat sich, wenn irgendwo so hier in vollstem Maße bewährt.

Der ganze herzgewinnende Zauber seiner Sprache aber herrscht in seiner Kirchenpostille. Um den Deutschen einen Vorschmack von derselben zu geben, ließ Luther von der Wartburg aus auf den Wunsch seines Fürsten zuerst „das Evangelium von den zehn Aussätzigen verdeutscht und ausgelegt" ausgehen. „Ich will," sagte er, „hiermit meinen lieben Deutschen die Postillen kredenzen mitten aus dem Faß." Und in der That hat er damit einen herzerquickenden Trunk gereicht, dem dann

noch manch anderer folgte. Er nannte später die Postillen sein allerbestes Buch, das er je gemacht. (Vgl. de Wette II, 339, 340.) Und obwohl die Kirchenpostille, die erst später diesen Namen erhalten hat, zunächst für diejenigen geschrieben ist, welchen es oblag, dem Volke zu predigen, so erhielt sie doch auch unter den Laien eine ungemein weite Verbreitung, wie sie selbst durch ihre Gegner bezeugt wird. Der eifrige Katholik Joh. Baptist Fickler sagt: „Es ist allbekannt und jedermann bewußt, wie käuflich (d. h. gangbar) die ketzerische verderbliche Postil Luthers in Deutschland gewesen, also daß schier nirgends kein Bauer auf dem Land (deren von Adel und Bürgerschaft zu geschweigen), er hat vermeint, er müsse dies Muster im Hause haben.“ Zu Luthers Lebzeiten wurde die Postille auch von den Papisten gern gelesen.*) Die echte reine Glaubens- und Heldensprache aber führt er in jenem, von mächtiger Glaubensplerophorie eingegebenen Brief an den Kurfürsten von Borna aus am 5. März 1522. Und wenn Luther hier die kühnste Sprache redet, so wiederum die gemütvollste, herzlichste mit jenen beiden Schweizer Studenten Joh. Kessler und Joh. Reutiner zu Jena im Wirtshause zum schwarzen Bären. Die haben die „Fründlichkeit“ und „Holdseligkeit“ der Rede des Mannes, der am Wirtstisch saß, ein Schwert an der Seiten, mit der rechten Hand des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfangend nach Landesgewohnheit, samt seiner Gastfreundschaft in herzerquickender Weise erfahren. Da ist der deutsche Martinus auf seiner Reise nach Wittenberg an jenem Abend „zum Edelmann“ geworden. In Wittenberg angekommen, hielt er dann jene acht Sermone, durch welche er, wie jener Altmeister im Goetheschen „Zauberlehrling“, die unruhigen Geister, die in vermeintlicher Geistesstärke auch einmal Wunder thun wollten, durch die einfache Macht seines Worts in wenigen Tagen beruhigte und dafür sorgte, „daß Wittenberg nicht Kapernaum werde.“ Und was er damals in einem seiner Sermone sagte, das gilt von ihm selber, von seinem Glauben und seiner Glaubenssprache: „Lieben Freunde, das Reich Gottes steht nicht in der Rede oder in Worten, sondern in der Kraft und in der That. Denn Gott will nicht allein Zuhörer und Nachredner haben, sondern Nachfolger und Thäter, die das Wort bewahren, die sich im Glauben üben, der durch die Liebe thätig ist.“

*) Vgl. Pietsch S. 53. 54. Köstlin I, 489.

5.

Nie hat ein Professor die gelehrte Vornehmheit so gründlich verleugnet, wie dieser Doktor der Theologie, weil nie ein Gelehrter sein Volk mit solcher Macht der Liebe umfaßte. Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen! Dies Wort tönt uns vor allem aus Luthers kleinem Katechismus entgegen, diesem „Lehr-, Dank-, Beicht- und Betbüchlein“, wie ihn Luther selbst nennt, wo er die hohe Sprache der Einfalt redet aus der Plerophorie des männlich festesten Glaubens, ein unvergleichliches monumentum aere perennius, der gewaltigste und zugleich schlichteste Ausdruck seines durch Gottes Wort zur Vollkraft gediehenen deutschen Geistes, der sich hier in der mächtigsten Fülle, in der einfachen Kraft, in der feierlichen Größe, in der lautersten Klarheit offenbart. Hier hat er in der That als Aar geschwebt, statt als Falter zu schwärmen, indem er in wunderbar überzeugender Form und Weise im großartigsten epischen Stile das auf Gottes Wort begründete Bekenntnis der Kirche zum vollendet einfach volksmäßigen Ausdruck und zum tiefsten volksmäßigen Verständnis bringt, in einer Sprache, in der er sich zum Volke nicht etwa vornehm herabläßt, sondern dieses heraufhebt und adelt, also daß auch der gelehrteste und gefördertste Christ dem kleinen Katechismus nicht nur niemals entwächst, sondern immer noch zu bewundern und zu lernen hat. Christus, da er Menschen ziehen wollte, sagt Luther, mußte er Mensch werden. Sollen wir Kinder ziehen, so müssen wir auch Kinder mit ihnen werden. (W. X, 273.) Ach! die gemeinen öffentlichen Predigten bauen die Jugend wenig; die Kinder lernen nicht viel darin, sondern das thuts, daß man sie in der Schule und in den Häusern daheim sonderlich mit Fleiß und fein richtig und ordentlich lehre, verhöre und examiniere, was sie gelernt haben: das schaffet viel Nutzen. Mein Rat ist, daß man nicht disputiere von heimlichen verborgenen Dingen, sondern einfältig bleibe in Gottes Wort, vornehmlich im Katechismo, denn in demselben habt ihr einen sehr feinen, richtigen, kurzen Weg der ganzen christlichen Religion und die fürnehmsten Hauptartikel kurz verfasset. Denn die 10 Gebote hat Gott selbst gegeben, Christus hat das Vaterunser gestellet und gelehret, der heilige Geist hat die Artikel

des Glaubens aufs allerkürzeste und richtigste gefasset und begriffen. Diese drei Stücke sind also gestellet, daß sie nicht könnten feiner, köstlicher, kürzer gestellet werden; aber man verachtets als schlecht gering Ding, weil es die Kinderlein täglich aufsagen und erzählen müssen. Ich wollte, daß man den Katechismus täglich predigte und aus dem Buch einfältig läse. Der Adel und die Bauern sagen: Was? Unser Pfarrherr geiget nur immer ein Liedlein, predigt allein den Katechismum, als die 10 Gebote, den Glauben, das Vater Unser; item, von der Taufe und vom Abendmahl. Das alles kann ich vorhin wohl. Also begeben sich denn die Prediger auf hohe Dinge und richten sich nach dem Lüstern der Zuhörer, und predigen, was sie gern hören, lassen die Fundamente und Grundfeste stehen, darauf man sonst bauen sollte. (W. XXII, 608 und 609.) Katechismus ist eine Kinderlehre, so ein jeglicher Christ zur Not wissen soll; also, daß wer solches nicht weiß, nicht könnte unter die Christen gezählet und zu keinem Sakrament gelassen werden. Gleich wie man einen Handwerksmann, der seines Handwerks Recht und Gebrauch nicht weiß, auswirft und für untüchtig hält. (W. X, 32.) Der Katechismus ist die rechte Laienbibel, darinnen der ganze Inhalt der christlichen Lehre begriffen ist, so einem jeden Christen zu der Seligkeit zu wissen von nöten. Wie das hohe Lied ein Gesang über alle Gesänge genannt wird, also sind die 10 Gebote Gottes Doctrina Doctrinarum. Zum andern ist das Symbolum oder das Bekenntnis des Glaubens Historia Historiarum, darinnen uns die unermeßlichen Wunderwerke der göttlichen Majestät von Anfang bis in Ewigkeit vorgetragen werden. Zum dritten, so ist Oratio Dominica eine Oratio Orationum, ein Gebet über alle Gebete, darinnen der allerhöchste Meister alle geistliche und leibliche Not begriffen hat, und der kräftigste Trost in allen Anfechtungen, Trübsalen und in der letzten Stunde. Zum vierten, sind die hochwürdigen Sakramente Ceremoniae Ceremoniarum, welche Gott selbst gestiftet und eingesetzt hat und uns darinnen seiner Gnade versichert. Derhalben sollen wir ja den Katechismum lieb und wert halten und der Jugend mit Fleiß einbilden, denn darinnen ist die rechte alte, wahre, reine, göttliche Lehre der heiligen christlichen Kirche zusammengefasset; und was dem entgegen ist, für Neuerung und falsche Lehre und Irrsal halten, es sei alt oder neu. (W. XXII, 610.) Dieser Unterricht muß nun also geschehen, weil man

dennoch keine sonderliche Gemeinde hat, daß sie auf der Kanzel zu etlichen Zeiten oder täglich, wie das die Not fordert, vorgepredigt werde, und daheim in Häusern des Abends und Morgens den Kindern und dem Gesinde, so man sie will zu Christen machen, vorgesagt oder vorgelesen werde. Nicht allein also, daß sie die Worte auswendig lernen nachreden, sondern sie von Stück zu Stück frage und sie antworten lasse, was ein jegliches Stück bedeute und wie sie es verstehen. (W. X, 273.) Solches thue man, bis man die ganze Summa des christlichen Verstandes in zwei Stücke, als in zwei Säcklein, fasse im Herzen, welches sind: Glaube und Liebe. Ich bin auch, sagt Luther, ein Doktor und Prediger, ja so erfahren als die alle sein mögen, die solche Vermessenheit und Sicherheit haben; noch thue ich wie ein Kind, das man den Katechismus lehrt, und lese und spreche auch von Wort zu Wort des Morgens und wenn ich Zeit habe, die zehn Gebote, Glauben und Vaterunser und muß noch täglich dazu lesen und studieren und kann dennoch nicht bestehen, wie ich gern wollte und muß ein Kind und Schüler des Katechismi bleiben und bleibs auch gerne. Und diese zarten eklen Gesellen wollen mit einem Überlesen flugs Doktor über alle Doktor sein, alles können und nichts bedürfen. Darum bitte ich alle Christen, sonderlich die Pfarrherrn und Prediger, sie wollen nicht zu frühe Doctores sein und alles wissen und sich dünken lassen (es gehet an dünken und gespannen Tuch viel ab), sondern sich täglich wohl darinnen üben und immer treiben, dazu sich mit aller Sorge und Fleiß hüten vor dem giftigen Geschmeiß solcher Sicherheit oder Dünkelmeister.

Hier im und am kleinen lutherischen Katechismus giebt es gewaltig viel zu lernen, auch wenn man ihn längst sich wörtlich angeeignet hat, vor allem das: „In sich ganz und einfach ist das Große.“ Wie uns eben dies jedes wahre Volksepos mit seiner Mannigfaltigkeit in der Einheit und seiner Einheit in der Mannigfaltigkeit predigt, so in ganz eminenter Weise der kleine lutherische Katechismus, dieses wahre Volksepos des christlich-katholischen oder evangelisch-lutherischen Glaubens, mit seinem großartigen historisch epischen Hintergrunde unerreichter Art, demselben epischen Hintergrund, wie wir ihn bei der Bibelübersetzung finden, auf den nur zurückgedeutet werden darf, um ganze Reihen von Vorstellungen und Empfindungen wie

mit einem Schlage zu wecken. Hier aber stehen zudem noch gerade wie in unseren alten Epen die Kämpfe der Väter im historischen Hintergrunde; alle Kämpfe nicht nur der Reformationszeit, sondern die gesamten Kämpfe der christlichen Kirche und eben die in diesen heißen Kämpfen erworbenen und in gesicherten Besitz gebrachten Seligkeitsgüter, die Erfahrungen der alten Kirche mit der erst von Luther gemachten und nun der ganzen Christenheit zum Nacherleben dargebotenen neuen und höchsten Erfahrung von der Rechtfertigung. Mit diesem kirchlich epischen Hochgesang in Prosa, in dem auch die bedeutsamen feststehenden epischen Formen nicht fehlen,*) läßt sich kein anderer Katechismus, auch keine andere Bekenntnisschrift vergleichen als etwa nur die Augsburger Konfession, die, wenn sie auch Melanchthon zum Verfasser des Wortlauts haben mag, doch, was ja auch von ihm selbst geschieht, auf Luther, als den eigentlichen Vater des Bekenntnisses zurückgeführt werden muß, wie man denn auch eben die Luthersche Reife und Sicherheit demselben sofort abfühlt. „Kein besser Wort, noch bessere Lehre wird aufkommen, denn so im Katechismo aus der h. Schrift kürzlich verfasset ist.“ (Luther W. XIII, 1796.) An dieser kühnen festen Prägnanz der Gedanken, vielmehr der Thatsachen in so goldschwerer Sprache erkennt man den ganzen, durch Gottes Wort und vollste Heilsaneignung zur Vollkraft gediehenen deutschen Helden, der ebenso Mann wie Kind war. Oder ist, um nur dies Eine zu erwähnen, die Erklärung des zweiten Artikels, in welcher Luther seine ganze volle Heilserfahrung zum Ausdruck bringt, eben in diesem sprachlichen Ausdruck nicht ebenso des Mannes wie des Kindes Sprache? Den lutherischen Katechismus kann auch das Kind bekennen und beten, den Heidelberger, dies „köstliche Probebuch eines erfahrenen, aber nicht das eines noch zu erziehenden Christen“, schwerlich. Luthers Erklärung des zweiten Artikels ist zugleich das vollendetste deutsche Sprachgebilde. Wohl hat man vom Heidelberger Katechismus gesagt (M. Göbel) und nachgesagt, er habe lutherische Innigkeit, melanchthonische Klarheit, zwinglische Einfachheit und calvinisches Feuer in eins „verschmolzen“ — aber dies auch einmal zugegeben, wird man von ihm auch, wie von dem Luthers, in demselben Maße sagen können: In sich

*) Vgl. z. B. das: „Wir sollen Gott fürchten und lieben“ und „Das ist gewißlich wahr,“ sowie die „guten Freunde und getreue Nachbarn.“

ganz und einfach ist das Große? Müssen doch auch Verehrer des Heidelberger Katechismus, wie z. B. Güder, zugeben nicht nur, daß sich „darin theologische Subtilitäten finden“ und daß „unter Zugrundelegung des Dekalogs für die Darlegung des neuen Wandels der neutestamentliche Gesamtgesichtspunkt der Dankbarkeit notwendig Eintrag leiden mußte,“ sondern auch, daß „durchschnittlich dem jugendlichen Fassungsvermögen nicht genug Rechnung getragen sei, wobei allerdings nicht übersehen werden darf, wie die eigentliche Abzweckung des Buchs keineswegs ausschließlich die Jugend im Auge hatte.“ Wohl bietet er „eine eigentliche verstandesmäßige Lehrentwicklung“, aber ist er dabei auch so einfach, so grunddeutsch gerichtet, ist seine Sprache so voll persönlicher Kraft und herzaufschließend wie unser kleiner Katechismus? Ist er so voll Einfalt und in seiner Einfachheit so voll Majestät wie dieser „kleine Katechismus“, dessen Größe u. a. nicht in dogmatischer Lehrhaftigkeit, sondern in jener Einfalt, in jener deutschen Grundrichtung besteht, die den Glauben nicht sowohl in Erkenntnis, sondern in die Hingabe der Person an die Person setzt, vergleichbar dem Sänger des „Hêliand“, dem auch nicht sowohl die Lehre, als die Person, und auch in der Lehre immer wieder die Person im Vordergrunde steht. Dies eben ist grunddeutsch, das Doktrinäre romanisch. Bei uns ist in den letzten Zeiten diese mehr romanische Lehrhaftigkeit, die volles Leben zu wecken unvermögende Lehrhaftigkeit, leider nur zu sehr gepflegt: ganz gegen unseres Volkes Natur, dem alles doktrinäre, moralisierende Wesen von Grund aus widerstrebt, das vielmehr nach Thatsachen und frischen Lebenseindrücken verlangt. Es will die Person an die Person hingegeben, das heißt uns in voller Übereinstimmung mit der heiligen Schrift glauben, wie denn das Wort gleichbedeutend mit geloben, ja ganz dasselbe Wort ist und immer ein Verhältnis von Person zu Person involviert. So ist auch die echte deutsche Glaubenssprache, wie wir sie in den Katechismen und in der Bibelübersetzung finden, dem Inhalt entsprechend voll persönlicher, göttlicher, lebenweckender und herzaufschließender Kraft. Im Wort ist die Person; die Rede des Mannes Bildnis. Ja es wird hier auch der Name zur Wesensbezeichnung, wie auf dem Gebiete der Offenbarung. Hluttar,*) das im altsächsischen Hêliand so oft

*) Das Reich der Thüringer, das in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts seine größte Ausdehnung hatte, wurde bald von allen Seiten ein=

vorkommt, heißt hell, klar, lauter, aufrichtig. Luther war der lautere deutsche Mann, voll Kindeseinfalt und Heldenkraft, wie ihn die Sprache der Bibel und des kleinen Katechismus zeigt. Daß man Luthers Namen zu seiner Zeit noch verstand, zeigt u. a. jener Brief Zwinglis an Luther (1527), wo er am Schlusse sagt: Sei überzeugt, ich werde dir immer ergeben bleiben, wenn du nur fortfährst zu sein wie du heißest, nemlich lauter d. i. rein, unbefleckt und frei von Selbstsucht. Aber auch Luther selbst hat seinen Namen so verstanden. Denn als er einem Patenkinde den Namen Klara gab, sagte er: Ich will dir nach dem meinigen den Namen geben, denn Lauter und Klar sind Geschwisterkinder. Luther war der lautere, deutsche Mann, allezeit voll und ganz auf seinen Herrn Christus gerichtet, den er fast wohl kannte, zu dem er in echt deutscher Treue (mid hluttron trewun) stand, gerade so wie ein altsächsischer Gefolgsmann zur Person seines lieben Gefolgsherrn, dem er aufs Wort hin glaubte. Durchweg auch in seiner Sprache offenbart er diese seine deutsche echt sächsische Natur und es liegt eine weit größere Bedeutung, als man ahnt, es liegt eine tief geschichtliche Wahrheit in dem Worte, das Luther in Marburg zu Zwingli sagte: „Ihr habt einen andern Geist als wir“ — und, setzen wir hinzu, eben darum auch eine andere Sprache. In der Schweiz hatte, wie Pietsch (S. 71) sagt, der sprachliche Partikularismus außer in dem politischen, auch in dem religiösen eine starke Stütze. Zwingli konnte selbst nur seinen Dialekt schreiben, kein Hochdeutsch, wie es etwa in Mitteldeutschland üblich war. Und was hätte auch die Schweiz bestimmen sollen, sich den Normen der kaiserlichen Kanzlei anzuschließen, nachdem sie sich politisch erst vom Reich losgelöst hatte! So war sie immerhin ein Hemmnis in den sprachlichen Einheitsbestrebungen der Zeit. In dieser gewaltigen Zeit, wo alles auf weite Wirkungen und rasch um sich greifende Erfolge zielte, konnte nichts hemmender sein, als der ausgeprägte Dialekt, dem wegen seiner Laute und Flexionen, vor allem aber wegen seines mannigfaltigen und eigenartigen Wortschatzes jede weiter reichende Wirkung versagt sein mußte. „Einer möcht schwitzen, ehe ers verstehet“ — sagt Luther von Zwinglis Deutsch — und bezeichnet es — wohl auch von

---

geschränkt. Im Norden drangen die Sachsen bis zur Leine und Unstrut, also über die Gegend von Eisleben. Vgl. Arnold, Deutsche Urzeit. 2. Aufl. S. 172. Gotha 1880.

andern als nur rein sprachlichen Antipathien geleitet — als „filzicht, feindselig". Diese Anklage richtet sich nicht sowohl gegen die schweizerische Vokalgewandung von Zwinglis Schriften, als vielmehr gegen seinen Wortschatz. An Mundart und Wortschatz hielt er so fest, daß Luther meinte, sie gefielen ihm (Zwingli) „vil baß als dem Storch sein Klappern." (Kluge S. 69.) Die Sprache, in welcher Zwingli schrieb und die man oft getadelt und unverständlich gefunden hat, entspricht ganz seinem sogenannten „Formalprincip", seiner Lebensanschauung, in welcher die Schrecken der Sünde, die ihm meist nur als Krankheit erschien,*) und darum auch die volle Freude des Evangeliums fehlte, die gerade in Luthers Sprache zum Ausdruck kommt und diese so wesentlich beeinflußt. Ebenso verwarf Zwingli den tröstlichen Glauben, daß irdische Dinge Träger himmlischer Realitäten, Vehikel göttlicher

*) Gegen diesen Satz wurden von Prof. Ebrard 1884 in der konserv. Monatsschrift einige Citate aus Zwinglis Schriften angeführt, die einen Anschluß Zwinglis an die Lehre und Ausdrucksweise Luthers zu bezeugen scheinen und, wenn sie die einzigen Äußerungen Z.s wären, die herrschende Auffassung des Irrtums zeihen würden. Nicht nur, daß sowohl die alten reformierten Dogmatiker, wie die neueren Darstellungen der Unterscheidungslehren (von Schweizer, Schneckenburger — Güder, Stahl), welche die Grunddifferenz zwischen beiden Reformatoren hinsichtlich der Lehre von der Sünde, den Sakramenten, insbesondere von der Taufe klar erkennen, gleichmäßig im Irrtum wären: Zwingli selbst hätte nach den aus zwei seiner Predigten (!) genommenen Citaten seine sonst wiederholt und ausführlich begründeten Anschauungen und Bekenntnisse revocieren müssen. Dennoch bleiben Zwinglis Fundamentalanschauungen trotz einzelner kontradiktorischer Aussprüche ebenso bestehen wie die Luthers trotz einzelner didaktischer Aussprüche über die objektive Versöhnung der Welt durch Christum, welche seine Fundamentalanschauung zu alterieren scheinen, — eine Thatsache, die hier nur konstatiert werden kann. Wir treffen bei Zwingli auf so überraschend signifikante, an die luthersche Anschauungsweise sich anlehnende Dikta, daß man, einmal abgesehen von dem Lehrganzen und dessen Fundamentalanschauungen versucht sein könnte, zu glauben, es sei ein 300jähriger Irrtum, was reformierte und lutherische Theologen von je behauptet haben. Da aber doch niemand den Beweis solchen Irrtums unternehmen wird, so müssen die das Lehrganze begründenden, ex professo oft wiederholten Sätze in erster Linie bleiben und was in andern Äußerungen einen lutherischen Klang hat, nach ihnen verstanden werden. Sicher fundamentierte kirchliche Centralanschauungen werden durch vereinzelte, ihnen teilweise widersprechende aphoristische Citate nicht umgestoßen. In diesem Sinne haben schon Stahl und Schneckenburger — Güder samt A. Schweizer Ebrard das Recht solcher vermeintlich „thatsächlichen Berichtigung" bestreiten müssen.

Gnade sein könnten. Gott wirkt für ihn nur geistig auf den Geist des Menschen. Wie sehr durch diese Weltanschauung auch seine Sprache beeinflußt werden mußte, ist klar. Wem z. B. die πληροφορία πίστεως nur eine indubitata persuasio ist, der kann nicht die Glaubenssprache eines Luther reden. Schon dieser sagte, Zwingli bemühe sich „böse deutsch" zu reden. Und in der That ist die Sprache in ihrer latinisierenden Art mindestens undeutsch. Wie ganz anders die Luthers, bei dem sich die Plerophorie des Glaubens mit kräftig germanischem Geiste vermählt. Johann Friedrich von Sachsen in seiner „Custodie" rühmt in seinem Unglück: Luthers Schriften herzten und gingen durch Mark und Bein; ein Blatt darin sei kräftiger und trostreicher, als ein Bogen eines andern Skribenten. Zwingli vollkommen ungleich, nimmt Luther das Wort als das höchste Seligkeitsgut mit liebender Bewunderung wie ein Kind, so wie es lautet, ohne zu zweifeln und zu deuteln, und eben das macht ihn zu einem so herztüchtigen, brustfrohen, seligen Manne (und seine Sprache zu einer so herzenden, einfältigen, kraft- und trostreichen), wie Abraham in altgermanischer Poesie heißt, in dessen Fußstapfen er allzeit fest und herzhaft eintrat. Immer ists der Glaube, diese rückhaltlose volle Hingabe der Person an die Person, welche solche herztüchtige, brustfrohe, selige Leute und solche Sprache macht. Die παῤῥησία, diese Kühnheit der Einfalt, in der man wie ein Kind rückhaltlos alles frei heraussagt (wie denn das Wort eben auch von πᾶν-ῥέω d. h. alles aussprechen, ausströmen, gebildet ist), sie ist Luthers eigentliches Gnadenteil, sein ἴδιον; sie macht auch seine Sprache zur Sprache der Einfalt und Kraft, der Glaubensgewißheit und des Trostes, zur Sprache der altdeutschen Freidigkeit,*) der unumwundenen Herzhaftigkeit.

## 6.

In sich ganz und einfach ist das Große. Tausend Fragen und Zweifel, welche sonst die Theologen beirren, hatten für Luther keine, oder eine sehr untergeordnete Bedeutung, denn „Adler fängt nicht Fliegen." Eben weil ihm das Reich Gottes, wie in unserer

*) Freidig = mutig, kühn, beherzt, noch von Luther gebraucht, vgl. 1 Sam. 18, 17. 2 Sam. 2, 17. Jos. 1, 7. 9. Eph. 6, 19, während freudig ein anderes Wort ist. Freidigkeit ist die Übersetzung von παῤῥησία und bedeutet gemäß dem griechischen πᾶν-ῥέω das rückhaltlose, unverzagte und öffentliche Auftreten, Sprechen und Handeln; freidig: kühn, mutig, dreist.

Zeit etwa dem aus der modernen Theologenwelt hervorragenden Prof. Vilmar, nicht in der Rede oder in Worten, sondern in der Kraft und That und in Thatsachen bestand, so war auch seine Sprache die der Kraft und That eines Zeugen, die Sprache des mächtigsten Glaubenszeugnisses, ob er nun in der Kraft eines Elias als unerschrockener Bußprediger der Fürsten eifert, oder mit seinem Volke volkstümlich herzlich redet; ob er die Mauern Roms zerbricht, oder den Adel deutscher Nation aufruft zu des christlichen Standes Besserung; ob er die Freiheit eines Christenmenschen rühmt, oder den aufrührerischen Bauern das Wort predigt: „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen," — ob er die Märtyrer des Evangeliums selig preist und die Betrübten tröstet, oder die Feinde des Evangeliums streitbar daniederschlägt; ob er theologische Exegese treibt, oder an die Ratsherrn der Städte schreibt, deutsche Schulen aufzurichten, und den Schulkindern in hoher Einfalt im Katechismus den christlichen Glauben auslegt und sie beten lehrt; ob er als „der grobe Waldrechter" daher fährt gegen die Steine und Klötze, oder ob er in der Stille des Hauses die edle Musika preist als das beste Labsal vor allen Freuden auf Erden; ob er seinem „Balbierer-Meister" Peter (1534) eine Anweisung zum Beten giebt, oder von der rechten Weise zu predigen redet und mit kühner Prägnanz dem kirchlichen Bekenntnisse gewaltigen Ausdruck giebt; ob er gegen den Wucher und die Leuteschinder im feurigsten Zorne eifert, oder seine Tischgenossen mit holdseligen freundlichen Gesprächen erfreut —: „überall die Sprache der That und des Lebens, die Sprachniedersetzung des von den Kräften des Evangeliums durchdrungenen und gehobenen germanischen Volksgeistes. Diese Sprache, voll echter Bodenfarbe der deutschen Heimat, unermeßlich reich, voll Klangfarbe, Wohllaut und Kraft, hat einen Adel und eine Währung erhalten, wie keine andere. Luther ist der erste und zugleich gewaltigste aller deutschen Klassiker, ein auch von den Heroen der neuen Litteratur, die er schuf, von Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller nicht erreichtes, noch nie übertroffenes Muster." Seine Schriften sind nach W. Wackernagels treffendem Ausdruck Urkundenbücher der neuhochdeutschen Sprache und haben dieselbe für immer befestigt, so daß nichts Gesunderes, Frischeres, Wahrhaftigeres von seiten des Inhalts und der Form gefunden werden kann, als diese Grundlage aller unserer Bildung und Litteratur. Die Bestandteile der neuhochdeutschen

Sprache lagen alle da, jedermann konnte sie, menschlich geredet, zusammensuchen, aber nur einer hatte den sicheren Blick, das feine, tiefe Sprachgefühl, die schnelle und feste Hand, kurz den göttlichen Beruf, und dieser großartige Versuch der Anwendung einer neuen und in ihren Bestandteilen doch alten Sprache war bei Luther keine Revolution, sondern eine historisch genetische Evolution aus den Gesetzen und dem Wortschatze unserer Sprache, wie sie von der althochdeutschen Zeit geworden: eine neue Sprachbildung, geschaffen und vollführt an dem wichtigsten Buch der Welt, mit dem sie nun in alle Lande drang.

Bis 1534, als die ganze Bibel erschien, sind in Wittenberg 16 Ausgaben des Neuen Testaments erschienen, außerdem in andern deutschen Städten 54 Nachdrucke. Joh. Cochlaeus, der erbitterte Gegner Luthers, sagt in seinen „Commentaria de actis et scriptis M. Lutheri“ zum Jahre 1522: „In wunderbarer Weise wurde das Neue Testament Luthers durch die Buchdrucker vervielfältigt, so daß auch Schuster, Weiber und überhaupt jedwede Laien, welche einigermaßen deutsch lesen gelernt hatten, dasselbe, als ob es die Quelle der Wahrheit wäre, aufs begierigste lasen. Sie trugen das Buch in der Tasche mit sich und prägten seinen Inhalt durch häufiges Lesen dem Gedächtnisse ein. Auf diese Weise erlangten sie in wenig Monaten so viele Kenntnis, daß sie sich herausnahmen, nicht nur mit Laien von der katholischen Partei, sondern auch mit Priestern und Mönchen und sogar mit Magistern und Doktoren der Theologie über den Glauben und das Evangelium zu disputieren. Es geschah, daß die Schar der Lutheraner auf das Erlernen der von Luther übersetzten heil. Schrift mehr Mühe verwendete, als das Volk der Katholiken, welches die Sorge darum wesentlich den Priestern und Mönchen überließ. Daher ist es vorgekommen, daß bei den Unterredungen von lutherischen Laien mehr Schriftstellen aus dem Gedächtnis angeführt wurden, als selbst katholische Presbyter und Mönche anzuführen imstande waren.“

Ebenso muß ein anderer Gegner Luthers, Georg Witzel, 1535 in seinem „Betbüchlein“ bekennen, daß er sich der lutherischen Bibelübersetzung, gegen welche er selbst ein Buch geschrieben hatte, viel bedient habe, weil dieselbe jetzt jedermann bekannt sei und ohne sie niemand bei den Laien Glauben finde. Von den drei einzelnen Teilen, in denen die Übersetzung

des Alten Testaments 1524 herausgegeben wurde, erschienen 13 Originalausgaben und 42 Nachdrucke und allein aus der Druckerei des Hans Lufft in Wittenberg sollen von 1534—1584, dem Todesjahre desselben, 100 000 Exemplare der Bibel Luthers hervorgegangen sein. Dazu waren die Bibelübersetzungen, welche man von katholischer Seite ausgehen ließ, abgesehen von einigen Änderungen nach der Vulgata, nichts als Plagiate der lutherischen Übersetzung, welche sie verdrängen sollten (vgl. S. 46, 47, 61); z. B. schon die oben S. 61 genannte des Hieronymus Emser (1527), von dem Luther sagt, er habe seine Übersetzung des Neuen Testaments zwar gemeistert, jedoch eingesehen, daß Luthers Deutsch „süße und gut" sei und daß er selbst es nicht besser machen könne. „Aber er wollt es doch zu schanden machen, fuhr zu und nahm für sich mein Neu Testament fast von Wort zu Wort, wie ichs gemacht hab und thät meine Vorrede, Glosse und Namen davon, schreib seinen Namen, Vorrede und Glosse dazu, verkauft also mein Neu Testament unter seinem Namen. Wanne lieben Kinder, wie geschah mir da so wehe, da sein Landsfürst (Georg von Sachsen) mit einer greulichen Vorrede verdammt und verbot des Luthers Neu Testament zu lesen, doch daneben gebot des Sudlers Neu Testament zu lesen, welches doch dasselbige ist, das der Luther gemacht hat." Konnten sich so seine Gegner dem Einfluß seiner Sprache nicht entziehen, so machte sich derselbe im eigenen Kreise vollends geltend.*)

Nicht nur, daß Männer des nächsten örtlichen Kreises, wie J. Jonas, Veit Dietrich, N. v. Amsdorf, G. Rörer, Kasp. Cruciger, Anton Lauterbach, Joh. Mathesius Luthers Sprache als ihr Vorbild betrachteten und der schlesische Grammatiker Fabian Frangk sie neben der Kanzleisprache als das „rechtförmige Deutsch" rühmt, als die Gemeinsprache, die über den Mundarten steht: auch die reiche Fülle der Erbauungslitteratur, welche Luther hervorrief, samt dem evangelischen Kirchenliede redet Luthers Sprache. Selbst ein Joh. Arnd, der Niederdeutsche aus Ballenstädt, hat sich dieselbe „so vollständig zu eigen gemacht, wie kein anderer." (H. Rückert a. a. O. II, 151.) Dazu kommt die evangelische Predigt des 16. Jahrhunderts, die ihr Sprachideal in Luthers Weise fand. In

*) Über diesen Einfluß der Sprache Luthers bei Feinden und Freunden vgl. neben H. Rückerts Geschichte der neuhochdeutschen Sprache und Kluges „Von Luther bis Lessing" besonders Pietsch S. 60 f.

diesem Sinne rät Joh. Mathesius den deutschen Pfarrern schon früh, „wenn sich einer gedenkt zum Kirchendienst zu geben, daß er alsbald doch die deutsche Biblia laß sein Jornal und täglich Handbuch sein, daß er beim gemeinen Mann gut Deutsch rede. Ein deutscher Pfarrer soll bei deutschen Kirchen von Gott und unser Religion lernen gut Deutsch reden.“ Das Bestreben, sich in den Predigten sprachlich möglichst an Luther anzulehnen, wurde durch die Herausgabe der Kirchen- und Hauspostille Luthers noch gesteigert. Nirgends aber zeigt sich die Macht der Lutherschen Sprache siegreicher, als in der wenn auch nur allmählichen Überwindung des Widerstandes derjenigen deutschen Gebiete, die in ihrer Volkssprache am meisten von dem in Luthers Sprache verkörperten Typus des Mitteldeutschen abstanden: in der Schweiz und in Niederdeutschland. Dennoch ist dort der Sieg gegen Ende des 16. Jahrhunderts wenigstens principiell entschieden und hier, in Niederdeutschland, wo sich ohnehin schon eine Art niederdeutscher Gemeinsprache gebildet hatte, welche die lokalen Färbungen aus der Schrift verdrängte, hat sich das Hochdeutsche als Kirchen- und Staatssprache mit Energie verbreitet. So bezeugt Joh. Micraelius im „alten Pommerland“ 1639, daß die Kinder ihr Vaterunser nur noch hochdeutsch beten, daß man fast in ganz Pommern keine plattdeutsche Predigt mehr hören möge: „es muß alles hochdeutsch gepredigt, gesungen, geschrieben, geredet und verabschiedet werden und unser männliches atticisierendes Tau allenthalben der sigmatisierenden Sprache weichen.“ In Meklenburg wurden schon seit 1548 die Reskripte der Herzöge hochdeutsch abgefaßt; 1617 wurde in Husum hochdeutscher Gottesdienst eingeführt und um dieselbe Zeit druckte man in Schleswig hochdeutsche Bücher. Im Jahre 1621 erschien die letzte Auflage der niederdeutschen Bibel. Daß sein Deutsch auch in Niederdeutschland verstanden werden könne, hatte Luther anfangs selbst kaum gehofft: erschienen doch seit 1522 fünfzehn niederdeutsche Ausgaben seines Neuen Testaments und geschah es doch mit seiner Zustimmung, daß Joh. Bugenhagen die Bibelübersetzung ins Niederdeutsche übertrug. Im Jahre 1652 aber muß Joh. Lauremberg, der Vertreter der „neddersachsischen Sprache“, deren Vorzüge er preist, im vierten seiner „Scherzgedichte“ klagen, daß die eigen Muttersprach*) als un-

*) Das schöne Wort bei Luther schon 1525: Vom Anbeten des Sakraments des h. Leichnams; da findet sich „seiner Mutter Sprach“; 1539

wert gehalten und in allen Kanzleien, Kirchen, Schulen nur hochdeutsch geschrieben und gehört werde. Im Jahre 1563 wurde die Braunschweigische Kirchenordnung, die Bugenhagen 1528 in niederdeutscher Sprache geschrieben hatte, im Auftrage des Magistrats hochdeutsch ausgegeben; hochdeutsche Kirchenordnungen treffen wir schon 1524 in Magdeburg und 1525 in Königsberg; 1539 in Nordheim. So wurde auch in Niederdeutschland, dessen sprachliche Lautstufe einmal durch ganz Deutschland gegolten und erst nach und nach vor den neuerstehenden hochdeutschen Sprachgesetzen zurückgewichen war — eine der ältesten Entdeckungen in der deutschen Sprachwissenschaft, an der schon das 16. Jahrhundert nicht zweifelte*) — gewonnen. So steigt immer mehr das Ansehen und die Bedeutung der lutherischen Sprache, die etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Norm für unser Schriftdeutsch wird. Während im 16. Jahrhundert auf der Kanzel noch beinahe uneingeschränkt der Heimatsdialekt geherrscht und Luther nach Niederdeutschland noch solche Persönlichkeiten empfohlen hatte, die „der Sprache und des Landes kundig" seien, wie z. B. Boldewan, den aus Pommern gebürtigen Pfarrer von Belzig, 1528 nach Hamburg, oder 1531 den Basilius nach Göttingen, weil er oberländisch und niedersächsisch verstehe, wird seit 1600 das Schicksal der bisherigen Predigtsprache unzweifelhaft. Konnten am Schlusse des 16. Jahrhunderts zwei Pfarrer aus der Gegend von Nordheim noch darüber streiten, ob hochdeutsch oder niedersächsisch zu predigen sei — so verstummt fortan die niederdeutsche Predigt allerorten. In Hamburg ist Joh. Biester (1628—1664) der letzte Pfarrer, der plattdeutsch predigt, und in Göttingen in der St. Albanskirche soll die niederdeutsche Predigt etwa 1630 verstummt sein. Lange war die Unfähigkeit der Theologen, in hochdeutscher Sprache

---

bei Val. Boltz; 1544 bei Anton Corvinus in der niederdeutschen Ausgabe der Kirchenordnung für Braunschweig und Lüneburg: so hebbe ick iuw unde iuwen Parkindern, de sunder Twivel ock gerne öhrer Moder Sprake lever wenn eine frömde hören etc.; dann 1556 bei Frisius, wo Landsprach oder „muotersprach" erscheint, und bei Maaler: „Die Muotersprach".

*) Schon in jener Zeit wußte man, daß Halle einst niederdeutsche Urkunden ausgestellt habe, aber gänzlich hochdeutsch geworden sei. Die ganze Bewegung der Lautverschiebung war von Süden nach Norden vorgedrungen. Halle und Merseburg sind die äußersten Punkte des Niederdeutschen um 1300. Vgl. Kluge a. a. O. 93.

frei zu reden, der wirkliche Grund für das Fortleben der niederdeutschen Mundart in der Kirche, immermehr aber wuchs der Erfolg, den Luthers Schriften hatten, durch die Berufung von Pfarrern, welche hochdeutscher Abstammung waren oder auf hochdeutschen Universitäten studiert hatten. (Vgl. Kluge a. a. O. 101.)

Was Wunder, wenn man in der Bibelübersetzung je länger je mehr den eigentlichen Kanon der deutschen Sprache, wie in Luther selbst die höchste Blüte des deutschen Volkstums sah neben dem Gotteskämpfer, ders im Gewissen nicht weiß zu tragen, die Wahrheit zu lassen. Fühlte doch das Volk nicht nur, wie Luther des Volkes Schäden auf dem Herzen trug, nicht nur die Gewalt seines Glaubens, seiner Liebe, sondern auch die seiner Sprache. Mußte er doch selbst bekennen: „Der Teufel achtet meinen Geist nicht so fast als meine Sprache und Feder in der Schrift.“ So hatte C. v. Miltiz vollkommen recht gehabt, als er zu Luther sagte: „O lieber Martin, ich gedachte, Du wärest nur ein alter verlebter Theologus, der hinterm Ofen säße und mit sich selbst disputierte, aber ich sehe, daß Du ein frischer junger, starker Mann bist. Wenn ich gleich eine Armee von 25000 Mann bei mir hätte, getraute ich mich doch nicht, Dich aus Deutschland zu bringen.“ Gott sei Dank, daß Luther auch heute noch unserm Volk kein alter verlebter Theologus geworden. Vierhundert Jahre sind vergangen und keine Versuche feiner und grober, geistiger und massiver Art von innen und außen haben ihn aus Deutschland gebracht. Immer noch steht er da als der gewaltigste, unüberwundene Held deutscher Nation. Indessen ist man oft fast zu sehr geneigt, sich Luther nur als Übersetzer der Bibel, als deutschen Sprachmeister, oder nur im gewaltigen Auftritt des Helden, des Glaubensstreiters darzustellen. In diesem Sinne verstehen wir das Wort Lessings: „Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten.“ Die derbe und doch wiederum so zart volkstümliche deutsche Art mit dem naiven Kindesgemüt, das sorglos heiter kindliche Herz, das sinnige Auge für Welt und Natur, kurz das Dichtergemüt tritt uns neben dem gewaltigen Ernst des Bibelübersetzers und Gotteskämpfers gleich anziehend entgegen.

# VII. Luther als ein Poet inmitten des alltäglichen Lebens.

1.

Als ein Dichter voll unbewußter und darum nur um so köstlicherer Poesie erscheint Luther schon in seiner ganzen Weltanschauung. Diese gleicht seiner Familienstube zu Wittenberg, die nach seinen eigenen Angaben eingerichtet ist und bis dahin unverändert blieb. Es ist kein so kleiner dürftiger Raum, wie man sie wohl in modernen Wohnungen antrifft, sondern eine geräumige, richtige altdeutsche Familienstube. Die Decke ist getäfelt, mit Blumen und Engelsköpfen heiter bemalt. Die Stube hat zwei große gewölbte Fenster und einen großen, kunstvoll gebauten Kachelofen, der pyramidenförmig bis zur Decke emporsteigt und ganz mit Bildern aus der biblischen Geschichte bedeckt ist, zu denen Lukas Cranach die Zeichnungen gemacht haben soll.

So ist auch Luthers Weltanschauung keine enge, sie hat Raum für alles, was im Himmel und auf Erden ist, für die Blumen so gut wie für die Engel. Er hat das Herz im Himmel und darum den Himmel auf Erden.

So zeigen ihn seine größeren Schriften wie seine Briefe, so die für sein Söhnlein geschriebenen Fabeln, so seine Bibelübersetzung, in der er zugleich nicht als ein, sondern der Dolmetscher des deutschen Seelenlebens die höchste und realste Poesie von Gottes Gnaden offenbart, so zeigt ihn endlich und nicht am wenigsten das alltägliche Leben im Hause mit seinen Nöten und Freuden. Welch eine Poesie atmen Luthers wundervolle Briefe aus seinem Patmos, wie er die Wartburg in seiner damaligen Lage (1521) nannte, wenn er z. B. an Spalatin schreibt von jener Jagd, auf der er mitten zwischen Hunden und Netzen seine eigenen Gedanken

hatte. Ihm bedeutete dies Bild den Teufel, der durch seine Nachstellungen und gottlosen Diener, seine Hunde, die unschuldigen Tierchen jagt. Durch mein Zuthun, schreibt er, hatten wir ein Häschen am Leben erhalten und ich hatte es in die Ärmel meines Rocks eingewickelt und war etwas weggegangen; inzwischen spürten die Hunde den armen Hasen aus, bissen ihm durch den Rock das rechte Bein entzwei und brachten ihn um. Ja, so wütet der Satan, daß er auch die geretteten Seelen wieder verderbt und meine Mühe vereitelt. Und vom Schlosse zu Koburg, von seinem „Sinai“ aus, wo er während des Reichstags zu Augsburg weilt, schreibt er an seine Tischgenossen zu Wittenberg vom „Reichstage der Krähen und Dohlen“, und wie er seinen Sinai zu einem Sion mache und daselbst drei Hütten baue, dem Psalter eine, den Propheten eine und dem Äsopus eine. Die Poesie will das Irdische, das Alltägliche verklären. Dazu aber bedarf es wie der dichterisch gestaltenden Gabe, der Plastik, die Luther in hohem Grade eigen war, vor allem einer in sich wahrhaftigen, einer ungetrübten Weltanschauung mit jener poetischen Gerechtigkeit, die (wie das in großartigster Weise das deutsche Märchen zeigt) ein Abbild der göttlichen ist, in der oft das Kleine groß und das Große klein erscheint, in der zumal die Sünde als Sünde verurteilt und gerichtet wird. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint gerade das kindliche Gemüt als das wahrhaft poetische, erscheint z. B. auch unser deutsches Märchen voll unergründlicher, unverwüstlicher, echter Poesie, der auch jene wunderbar fesselnde sogenannte poetische Perspektive nicht fehlt. Alle wahre Poesie ist ein Spiegel der Welt und des Weltlebens, sie vermag Welt und Leben auszusprechen und darzustellen mit jener poetischen Gerechtigkeit, bei der es trotz allem wirren Durcheinander keinen Zufall giebt, mit dem unverwüstlich festen Glauben, daß zuletzt doch alle Widersprüche gelöst werden, daß nichts ungezählt sei, auch kein Haar auf unserm Haupte. Die Menschenwelt, die Natur- und Seligkeitswelt, liegen dieser Poesie nicht auseinander, sondern sind ihr ein Organismus.

Wer diese dichterische und zugleich wahrhaftige und reale Weltanschauung bei Luther kennen lernen will, der muß ihn vor allem im Hause und am Tisch als Ehegemahl und als Vater, bei der Kinder Geburt, Weihnachtsjubel und Tod,

kurz in Freud und Leid des Hauses, in Garten und Feld anschauen. Das deutsche Haus, von jeher die eigentliche Heimstätte deutscher Dichtung, wird in Luthers Hause zum Boden der kindlich kühnsten, wahrhaft dichterischen und zugleich, wie das immer sein sollte, realsten Weltanschauung. Während sonst an der Stätte gemeiner Alltäglichkeit die Poesie manches Dichterheros verstummt, erwacht sie gerade bei Luther und entfaltet ihren wahren himmlischen Glanz und göttlichen Beruf. Wer das Haus mit allen seinen Nöten und alltäglichem Treiben also verklären kann, wie es Luther gethan, der ist und bleibt ein Dichter für alle Zeiten, und hätte er auch keinen einzigen Reim verfaßt. Denn wer ist ein Dichter? Wer es versteht, die Tiefe des menschlichen Herzens aufzuschließen, alles, was des Menschen Brust bewegt, darzustellen, des Lebens tiefstes Leid und höchste Freude; wer in des vergänglichen Lebens wechselnden Bildern den tiefsten Ernst und das ewig Bleibende wahr empfindet und wahr empfinden lehrt, der ist nach Vilmars Urteil ein echter Dichter für alle Zeiten. Wie weiß nun Luther z. B. des Lebens höchste Freude im heiligen Ehestande darzustellen, wenn er sagt: Was sollte einer lieber wünschen und begehren auf Erden, denn eine selige, stille und geruhige Ehe, da Mann und Weib einander lieb haben und die Herzen auch freundlich aneinander gewachsen und einig sind. (W. I, 2512.) Der Ehestand ist nicht allein andern Ständen gleich gesetzt, sondern er gehet vor und über sie alle, es seien Kaiser, Fürsten, Bischöfe und wer sie wollen. Denn es ist nicht ein sonderlicher, sondern der gemeineste, edelste Stand, so durch den ganzen Christenstand, ja durch alle Welt gehet und reichet. (X, 81.) Gott ehret und preiset den Ehestand herrlich, damit, daß er ihn durch sein Gebot beeidet, bestätigt und bewahret. Darum will er ihn auch von uns geehret, gehalten und geführet haben als einen göttlichen, seligen Stand. Er hat ihn vor allen Ständen aufs reichlichste gesegnet, dazu alles, was in der Welt ist, darauf gewandt und ihm eingethan, daß dieser Stand je wohl und reichlich versorget würde. Denn es liegt ihm alle Macht daran, daß man Leute ziehe, die der Welt dienen helfen zu Gottes Erkenntnis, seligem Leben und allen Tugenden, wider die Bosheit und den Teufel zu streiten. (X, 80.) Dem Teufel ist nicht wohl mit dem ehelichen Leben. (X, 729.) Der Ehestand ist Gottes allerliebster Würz- oder Rosengarten, da die allerschönsten Röslein und Näge-

lein innen wachsen, das sind die lieben Menschenkinder, die nach dem Bilde Gottes geschaffen sind. (X, 773.) Und heißt nun das der Ehestand, wo ein Mann und Weib von Gott und nach gewissem Willen Gottes zusammengefügt werden, und die Eheleute, so dasselbe wissen, leiden und überwinden leichtlich allen Schaden und Unglück, so ihnen begegnen kann. Also ist das der erste und höchste Segen, wenn du weißt, daß du nach Gottes Willen in den Ehestand getreten bist. Was dir danach Gott giebt, dieselbigen Güter verzeichne alle mit dem rechten Namen und sage: diesen Sohn oder Tochter hat mir der Herr gegeben; diesen Acker, Wiesen, diese Kühe und Ziegen hat mir Gott gegeben; es ist alles Gottes Segen. Das ist denn wahrlich ein sehr schöner und glückseliger Ehestand, worin beide, am Tische und am Bette geschrieben steht: Hier ist Gottes Gunst, Wille und sein gnädiges Wohlgefallen. Dies sind die rechten und unermeßlichen Güter und Reichtum der Ehe; solche Leute verstehen und erkennen ihren Schöpfer und seine Kreatur; sie wissen, woher sie gekommen sind und woher sie alles empfangen, was sie haben. Dies wird aber nicht gelehrt weder im geistlichen noch weltlichen und bürgerlichen Rechte, auch nicht in der Arznei, sondern nur in der heil. Schrift. (W. I, 2475.) Dem in den Ehestand Tretenden sagt Psalm 2: Wohl dir, du hast es gut! d. i. daß du nun imstande bist, daß du arbeitest, daß du viele Anfechtungen hast, daß du jetzt diese, jetzt jene Beschwerung leiden mußt, das gefällt mir nicht allein, sondern ist auch dir nütze und gut, daß damit das Fleisch getötet und die Erbsünde gedämpft werde, und du im Ehestande, gleichwie in einer Schule die herrliche Philosophie oder Weisheit lernest, daß du Gottes Willen geduldig leidest und gar viel Ursache hast, Liebe und Geduld zu erzeigen, die du im einsamen Leben, außerhalb dem Ehestande, nicht hättest. (W. IV, 2742.) D. M. Luther sahe seine Kinder an und sprach: Ach, wie ein großer, reicher und herrlicher Segen Gottes ist im Ehestande! Welch eine Freude wird dem Menschen gezeiget an den Nachkommen, die von ihm gezählet werden, auch nach seinem Tode, wenn er nun liegt und faulet. Ist doch das die schönste und größte Freude. (W. XXII, 1715.)

Wir Deutschen sagen recht, wenn wir von Kindern reden: Unser Herr Gott hat mir ein Kind beschert. Wiewohl nun jedermann also saget, jedoch sind ihrer gar wenig, die sich solches Segens verwundern, oder ihn verstehen. (IV,

2704.) Die Welt klaget über die Mühe und Arbeit, Unlust und Beschwerung, so im Ehestande vorfallen. Den Segen aber siehet sie nicht. Gott hat sein Benedicite darüber gesprochen, wir wollen aber nicht das Gratias darauf sprechen. (XXII, 1694.) Die Treue aber macht das eheliche Leben und ist vornehmlich das ganze eheliche Leben, die Treue, die Mann und Weib einander verheißen haben. Also reden sie davon. Darinnen steht das eheliche Leben, nicht daß sie einander lieb haben, sonst wären Huren und Buben auch ehelich, sondern in der Treue, daß eines zum andern spricht: Ich bin dein und du bist mein. Das ist die Ehe. (X, 750.) Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebst, der du darfst all dein Gut und was du hast, ja dein Leib und Leben vertraun. Käthe, du bist wie andere fromme Weiber eine Kaiserin, erkenne es und danke Gott. Die Welt hat nach Gottes Wort keinen lieblicheren und freundlicheren Schatz auf Erden, denn den heiligen Ehestand, welchen er selber gestiftet, erhält und für alle Stände gezieret und gesegnet hat, daraus nicht allein alle Kaiser, Könige und alle Heiligen, sondern auch der Sohn Gottes, doch auf eine andere eigene Weise geboren ist. Ich bin, bleibe und sterbe im Lob des heiligen Ehestandes. Und also ists geschehen. Wie konnte z. B. Luther, um nur das Eine zu erwähnen, den Ehestand mehr ehren, als wenn er vom Galaterbrief sagt: „Das ist meine Epistel, mit der ich mich verlobt habe, sie ist meine Käthe von Bora." Und wie herrlich und voll von Poesie sind Luthers Briefe an Käthe, die er wohl mit den Worten schließt: „Dein altes Liebchen", oder „Dein alter Herr". Sie ist ihm „der Morgenstern von Wittenberg".

2.

Als sich das Haus mit Kindern füllte, als „die kleinen Lutherchen (Lutherculi)" Hänschen, Lenchen, Gretchen, Martin, Paul nacheinander anrückten und allerlei werte Gäste dazu kamen, da hallte Luthers Haus, diese Hütte Gottes unter Menschen, wider von fröhlicher Hausmusik. Neben der Frau Musika galt als stets willkommener Gast der deutsche Spruch, der ja von jeher sich als treuer Hausfreund an unserm Volke bewährt hat. Luther selbst dichtete solche gute Sprüche von unverwüstlicher Dauer, so z. B. den: „Christus läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken," ein gewaltiges Trostwort, für

das ihm jedes Haus danken sollte; ebenso den: „Wie einer liest in der Bibel, so steht seines Hauses Giebel,“ oder den von der Pflichttreue: „Ein jeder lerne sein Lektion, so wird es wohl im Hause stohn.“ Ein gottselig Haus mit Weib und Kind soll ja ein Bienenkorb und kein Wespennest sein. Auch Sprüche wie die: „Nichts Lieberes ist auf Erden als Frauenlieb, wem sie mag werden“ und: „Schweig, leid und vertrag, dein Not allein Gott klag. An Gott nicht verzag, dein Glück kommt alle Tag,“ oder „Iß was gar ist, trink was klar ist, red was wahr ist,“ oder „Rede wenig und machs wahr; was du borgest, bezahle bar!“ haben sich als echte Hausfreunde ums deutsche Haus wohl verdient gemacht. Derartige gute Haussprüche finden sich viele in Luthers Tischreden (von J. Aurifaber, Eisleben 1566) und bei J. Mathesius (Historien von Luthers Anfang u. s. w. Nürnberg 1566).

Das tiefe, starke, deutsche Familien- und Heimatsgefühl, das unser Volk einst zum Familienvolk vor andern Völkern gemacht hat, lebt in Luther wie nur je in unserer Vorzeit, verstärkt und vertieft durch das Wort Gottes. Wie ergreifend spricht es sich u. a. damals aus, als er in Schmalkalden todkrank lag; wie herzlich sehnte er sich nach den Seinigen und nach der Heimat, nach Weib und Kind und meinte: Keiner ist so geistlich, der solche angeborene Neigung und Liebe nicht fühlet, denn es ist ein groß Ding darum. Das sagt derselbe Mann, der mit kühner Verzichtleistung sang: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, — laß fahren dahin.“ Die Kinder hielt er für Gottes größten Segen. Als Dr. Jonas einmal einen schönen Ast von Kirschen über den Tisch gehängt hatte zum Gedächtnis der Schöpfung und lobte den herrlichen Segen Gottes an solchen Früchten, sprach Dr. Martinus: Warum bedenkt ihr das nicht vielmehr an euern Kindern, als eures Leibes Früchten, welche übertreffen, auch schönere und herrlichere Kreaturen Gottes sind, denn aller Bäume Früchte? An denen sieht man Gottes Allmacht, Weisheit und Kunst, der sie aus nichts gemacht hat, hat ihnen in einem Jahr Leib, Leben und alle Glieder so fein artig und hübsch geschaffen und will sie ernähren und erhalten. Um sie vor allem soll man Gott ein Deo gratias singen. — Kinder sind die lieblichsten Früchte und Bande der Ehe. Es ist die Wolle am Schafe. Wie oft lernte Luther an seiner Kinder Einfalt und Unschuld, daß sie im Glauben viel gelehrter wären, denn wir alte Narren. Die Kinder leben fein ein-

fältig, wie ohne Anstoß und Hindernis der Vernunft im Glauben, wie Ambrosius sagt: An der Vernunft mangelts, aber nicht am Glauben.

Wie Luther den Kindern ein Kind war, zeigt vor allem sein Brief aus Koburg an sein Söhnlein Hänsigen: ein poetisches Meisterstück wahrer Einfalt in Prosa. Welch eine köstliche Poesie, mit der die paradiesische Kindeswelt dargestellt wird in dem „hübschen lustigen Garten", — eine Poesie, bei der man an Goethes Wort denkt: „Wisset nur, daß Dichterworte um des Paradieses Pforte immer leise klopfend schweben." In dem Garten gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling, Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit gülden Zäumen und silbern Sätteln. Da sind Pauken, Pfeifen, Lauten und allerlei Saitenspiel und die Kinder tanzen und schießen mit kleinen Armbrüsten. Da war eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht. So schildert Luther das Kinderparadies, und wenn er einmal von den Kindlein sagt, daß sie so feine Gedanken hätten von Gott, daß er im Himmel ihr lieber Gott und Vater sei, so gilt dasselbe von ihm, dem ernsten streitbaren Helden mit dem einfältigen und darum so hochpoetischen Kindesgemüt. Denn Einfalt ist die Mutter aller volksmäßigen Poesie. Aus dieser unbewußten Poesie der Einfalt stammt manches herzerquickende Wort Luthers. Als er einmal sein Söhnlein Martin sahe, wie es mit dem Hündlein spielte, sprach er: Dieser Knabe predigt Gottes Wort mit der That und mit dem Werk, da Gott spricht: Herrschet über Fische im Meer und Tier auf Erden, denn der Hund leidet alles von dem Kindlein. — Als er einmal sein Kind auf den Schoß nahm, verunreinigts ihn und er sprach: O wie muß unser Herr Gott manch Murren und Gestank von uns leiden, anders denn eine Mutter von ihrem Kind.

Man wird von Luther, dem Dichter inmitten des alltäglich gemeinen Lebens, nicht sagen können: „Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum," aber das gilt von ihm wie von jedem echten Dichter: „Oft adelt er, was uns gemein erschien und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts." Manches, an sich prosaisch und gemein, wird bei ihm poetisch durch und durch; so im Hause, so in Garten und Feld, wie wirs auf den schönen bildlichen Darstellungen zu Luthers Leben von G. König (besonders Nr. 40 u. 47) schauen.

Seinen lieben Diener Wolfgang Sieberger, mit dem er 1525 das Drechseln angefangen, bat er um Sämereien, „denn da der Satan mit seinen Gliedern wütet, so will ich ihn verlachen und die Gärten, d. i. des Schöpfers Segnungen, betrachten und ihrer zu seinem Preise genießen.“ Er konnte daher 1526 an Spalatin schreiben: Kommst du zu mir, so sollst du etliche alte Denkmäler unserer Liebe und Freundschaft sehen. Ich habe den Garten bepflanzt und den Brunnen gebaut und beides mit Glück. Komm zu mir und du sollst mit Lilien und Rosen bekränzt werden. Bleib ich am Leben, so werd ich noch ein Gärtner. Im Jahre 1534 hatte Wolfgang einen Finkenherd angerichtet. Da setzt Luther jene poetische „Klagschrift der Vögel“ wider ihn auf, die Klagschrift der Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitzen samt anderer frommen ehrbaren Vögel, so diesen Herbst über Wittenberg reisen sollen. Gegeben in unserm himmlischen Sitz unter den Bäumen, unter unserm gewöhnlichen Siegel und Federn.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis; so erscheint es vor allem dem wahren Dichter, der in dem Vergänglichen nicht etwa die Urbilder, sondern nur die Abbilder der himmlischen Urbilder schaut. So auch Luther. Anno 1539 am 11. April steht er in seinem Garten, sieht die Bäume mit tiefen Gedanken an, wie sie blühten, knospeten und grünten, verwundert sich sehr darüber und spricht: „Gelobt sei Gott, der Schöpfer, der aus toten verstorbenen Kreaturen im Lenzen alles wieder lebendig macht: da haben wir ein schön Bild der Auferstehung.“ Und als einmal Luthers Kinder vor dem Tisch standen und sahen mit allem Fleiß auf das Obst und die Pfirsiche, die darauf waren, sprach er: „Wer da sehen will das Bild eines, der sich auf Hoffnung freut, der hat hier ein recht Contrafakt. Ach daß wir den jüngsten Tag so fröhlich in Hoffnung könnten ansehen!“ Ein andermal sah Luther abends ein Vöglein auf einem Baum sitzen und die Nacht über darauf ruhen, und sprach: „Dies Vöglein hat sein Nachtmahl gehalten und will hie fein sicher schlafen, bekümmert sich gar nicht, noch sorget für den morgenden Tag und Herberge, wie David Ps. 91 sagt: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt —, es sitzet auf seinem Zweiglein zufrieden und läßt Gott sorgen.“ So steht Luther da als ein Poet inmitten des alltäglichen Lebens, nicht nur mit deut-

schem Familien- und Naturgefühl, sondern auch mit jener Intuition der Seligkeitswelt und der Naturwelt, die etwas ganz anderes ist, als das Spielen mit willkürlichen Bildern. In dieser Intuition sagt Luther: Alle Kreaturen sind eine Figur und Bild der künftigen Auferstehung, denn gegen den Sommer werden sie aus dem Tode wieder lebendig, wachsen und grünen, welches im Winter niemand gläubte, wo ers zuvor nicht erfahren und gesehen hätte. Scharre das Korn in die Erde, so wirst du bald sehen, wie es wieder herauswächst, gar ein ander Wesen und Körper, daß du nicht sagen kannst: Da stehet mein Korn, wie es im Sack steckte. Und siehe, wie St. Paulus ein köstlicher Maler wird 1 Kor. 15, malet und schnitzet die Auferstehung in alles, was da wächst auf Erden, fasset alles in das Wort: was du säest; nämlich allerlei Korn und Gewächs: das nimmt er alles zum Exempel oder Gemälde, darinnen er diesen Artikel will einbilden und allenthalben vor Augen stellen. (Walch VIII, 1336 f.) Gott ist viel ein besserer und größerer Ackermann, denn ein Bauer auf dem Felde und hat einen Sack am Hals voll Samens; das sind wir Menschen, so viel unser auf Erden kommen von Adam an bis auf den jüngsten Tag. Alle seine Körnlein sollen auf den schönen künftigen Sommer, nach diesem elenden Wesen aufs allerschönste hervorkommen und ist bei ihm ebenso gewiß, als wär es bereits geschehen und ausgericht. (W. VIII, 1337.) Lieber Hans Pfriem, thue die Augen auf, siehe den Kirschbaum an, greif sein Reislein an um Weihnachten, so findest du einen dürren kahlen Baum, der eitel tot Holz hat. Kommst du aber nach Ostern wieder, so beginnt der Kirschbaum wieder lebendig zu werden. Ja, sprichst du, das mit dem Kirschbaum ist alles gemein Ding und geschieht jährlich, darum kann ichs für kein Wunder achten. Des danke dir Hans Pfriem, daß du Gottes Wunderwerk aus den Augen thust und so grob und unverständig von seinem Geschöpf redest. Du sprichst wohl mit dem Munde: Ich gläube an Gott Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden; aber du gläubest nicht von Herzen und giebst keine Achtung auf sein Geschöpf und Werk. — Unser Haus, Hof, Acker, Garten und alles ist voll Bibel, da Gott durch seine Wunderwerke nicht allein prediget, sondern auch an unsern Augen klopfet, unsre Sinne rühret und uns gleichsam ins Herz leuchtet, so wirs haben wollen. (W. VIII, 1447.) Die Worte Ps. 2, 11: Dienet dem Herrn mit

Furcht und freuet euch mit Zittern, veranschaulicht Luther so: „Solches reime mir einer zusammen, fröhlich sein und sich fürchten! Mein Sohn Hänsichen kann es thun gegen mir. Denn wenn ich sitze und schreibe oder thue sonst etwas, so singet er mir ein Liedlein daher; und wenn ers zu laut will machen, so fahre ich ihn ein wenig an, so singet er gleichwohl fort, aber er machet's heimlicher und etwas mit Sorgen und Scheu. Also will Gott auch, daß wir sollen fröhlich sein, jedoch mit Furcht und Ehrerbietung gegen Gott." Von der guten Werke Bedeutung sagt Luther: „Gleichwie die Sterne den Himmel nicht machen noch zurichten, sondern zieren und schmücken ihn nur, also verdienen die Werke den Himmel nicht, sondern schmücken den Glauben, der gerecht macht." Des Doctores Söhnlein saß einst am Tisch und lallete vom Leben im Himmel, sagte, wie eine so große Freude im Himmel wäre mit Essen und Tanzen. Da wäre die größte Lust, die Wasser flössen mit eitel Milch und die Semmeln wüchsen auf den Bäumen. Da sprach Dr. Martin: Das Leben der Kinderlein ist am allerseligsten und besten, denn sie haben keine zeitliche Sorge, sehen die greulichen Schwärmer und Rottengeister in der Kirche nicht, leiden noch fühlen keine Schrecken des Todes noch der Hölle, haben nur reine Gedanken und fröhliche Spekulationen. Die Kinder sind mit Gott am besten dran, ihres Lebens und Glaubens halben. Wir alten Narren plagen uns selbst und haben das Herzleid mit unserm Disputieren über dem Wort, obs wahr sei? wie es möglich sei? Welches sie mit einfältigem reinen Glauben für gewiß und wahr halten und nicht daran zweifeln.

Als der junge Markgraf Joachim II. im Jahre 1532, als er zu Wittenberg war, Luther fragte, warum er doch so heftig und hart wider die großen Herren schriebe, antwortete Dr. Martinus: Gnädiger Herr, wenn Gott das Erdreich will fruchtbar machen, so muß er lassen vorhergehen einen guten Platzregen mit einem Donner und danach fein mählich regnen lassen; also feuchtet er das Erdreich durch und durch. Item, sprach er, ein weidenes Rütlein kann ich mit einem Messer zerschneiden, aber zu einer harten Eiche muß man eine scharfe Axt und Barten oder Keil haben, man kann sie dennoch kaum spalten; wie denn eine große Eiche von einem Haue nicht fällt. — Vom Evangelium sagt Luther: Es ist wie ein frisches sanftes Lüftlein in der größten Hitze im Sommer, das ist in denen, die da recht fühlen das Schrecken und Angst des Gewissens,

Gottes Zorn wider die Sünde und ihre Schwachheit. Wenn aber nun die Kräfte wieder also erquicket und getröstet sind durchs Lüftlein des Evangelii, so sollen wir nicht müßig sein, liegen und schnarchen; das ist, wenn unser Gewissen nun zufrieden, gestillt und getröstet ist worden von Gottes Geist, so sollen wir auch den Glauben beweisen in guten Werken, die Gott in den zehn Geboten befohlen und geboten hat. Wir werden aber vexiert und geplaget von Mücken, Fliegen und Ungeziefer, das ist vom Teufel, Welt und unserm Fleisch. Aber da muß man hindurch reißen und sichs nicht irren lassen.

Vom Nichtachten böser Gedanken und Anfechtungen sagt Luther: Wie es das beste ist, wenn ein Hund bellet, daß man sich dessen nichts annehme, sondern vorüber gehe; also ist das die einige Kunst und Weise in Anfechtungen, daß man des Teufels Gedanken und Eingaben verachte und ausschlage und daß man sich mit ihm nicht in weitere Disputation und Gezänk gebe, so fallen solche böse Gedanken von ihnen selbst dahin. Der Teufel kann auch nichts so übel leiden, als daß man ihn verachtet.

Als Luther am 8. August des Jahres 1538 mit seinem Weibe krank am Fieber lag, da sprach er: Gott hat mich ziemlich angegriffen, bin auch ungeduldig gewest, weil ich von so vielen und großen Krankheiten erschöpft bin; aber Gott weiß es besser, wozu es dient, denn wir selbst. Unser Herr Gott ist ein Drucker, der setzt die Buchstaben zurück; seinen Satz sehen wir und fühlen ihn wohl, aber den Abdruck werden wir dort sehen; indessen müssen wir Geduld haben. — In allen Nöten war ihm die heilige Taufe der größte Trost, das Rettungsschiff, das nicht untergeht. Es bleibt, sagt er, fest und unzerstört und wird niemals in Trümmer geschlagen, und in ihm fahren alle, welche nach dem Hafen der Seligkeit fahren.

Diese Poesie der Intuition des Gesamtorganismus ist nach Inhalt und Form die allerrealste, kein Spiel der Gedanken, nicht die Poesie der Salons, sondern die alltägliche des Hauses, der Familie, des Feldes, des Gartens, gleich verständlich für die Großen und die Kleinen, die Gebildeten und die Ungebildeten, — eine Maria, die zu des Herrn Füßen sitzt, und doch eine Martha, die ihm dient in Keller, Haus, Hof, Feld und Wald, in guten und bösen Tagen, eine Gefährtin auf des Lebens Hoch- und Tiefpunkten in Lust und Scherz, wie in Trauer und Klage, nicht

in prunkendem Kleide mit der langen Schleppe der Phrase, sondern im schlichten, ehrbaren Hausgewand deutscher Einfalt. Sie redet die einfache Sprache des Volks, der Heimat, und verklärt, auch wenn sie ohne Reime in nüchternster Prosa redet, Besitz und Hausrat und alle Dinge dieser Welt, und leistet so das Höchste, was die Poesie überhaupt zu leisten vermag. Mit dieser hohen Gottesgabe dichterischer Intuition der Natur- und Seligkeitswelt reich und reichlicher als die meisten reimenden Dichter ausgestattet, erscheint Luther überall, zumal in seinen vier Pfählen. Seine Tischreden*) sind voll von gewaltigen, nie alternden Zeugnissen dafür, ein wahrer Jungbrunnen köstlich deutscher unvergänglicher Poesie. Er gehört nicht zu den gelehrten Herren, die sich in Bücher graben und sehen oft die Berg und Thäler nicht. Seine Gleichnisse**) haben nächst denen der Heiligen Schrift einen dichterischen Wert ohnegleichen und sollten mehr beachtet und bekannt sein. Ihm, dem deutschen Gottesmanne, predigt die ganze Kreatur. Während es z. B. für Zwingli, der hier allerdings eine sehr zahlreiche Kategorie menschlicher Geister vertritt, eine ausgemachte Sache war, daß irdische Dinge unmöglich Träger himmlischer Realitäten, Vehikel der göttlichen Gnade sein könnten, und Gott für ihn nur geistig auf den Geist des Menschen wirke, schauen wir bei Luther gerade die entgegengesetzte Gottes- und Weltanschauung, jene realistische Anschauung, auf der seine Theologie wie seine Poesie ruht, und in diesem Realismus in letzter Instanz dieselbe Grundlage, auf der seine Lehre von der Realpräsenz im heiligen Abendmahl erwächst. Göttliche Realpräsenz schaut er überall: „Unser Haus, Hof, Acker, Garten und alles ist voll Bibel.“ Schon dies in seiner kindlich kühnen Naivetät gesprochene Wort läßt uns den wahren Dichter erkennen, für den alles Vergängliche ein Gleichnis, die Naturwelt ein Abbild der Seligkeitswelt ist. „Die Christen reden mit Bäumen und allem, was auf Erden wächst und sie wieder mit ihnen.“ Gottes Werk ist darin vorgemalet, das er uns thun will, und die Glaubensartikel sind darein gefaßt, als ein köstlich Kleinod in ein

*) J. Aurifaber, Tischreden Luthers. Eisleben 1566. Fol. Die Tischreden Luthers aus den Jahren 1531 und 1532 aus einer Münchener Handschrift herausgegeben von W. Preger. Leipzig 1888.

**) Vgl. D. M. Luthers Gleichnisse zum Verständnis des göttlichen Worts. Leipzig und Dresden, J. Naumann 1863.

Tüchlein gewickelt. Was göttliche Ordnung auf Erden ist, ist ein Abbild seiner himmlischen Güter, und daher darf man von solchem auch Gleichnisse entlehnen und diese treffen zu. Die soll man auch vor den gemeinen Mann bringen, ihn kann man nicht mit hohen, schweren Dingen und verdeckten Worten lehren, denn er kann es nicht fassen. „Ach wie hat unser Herr Christus Fleiß gehabt, daß er einfältig lehrte. Von Weinstöcken, von Schäflein, von Bäumen u. s. w. braucht er Gleichnis. Bilder, Gleichnisse und Zeichen dienen auch dazu, daß dem Teufel mit seinen feurigen Pfeilen, der uns mit hohen Gedanken und subtilen Fragen vom Wort abführen will, gewehret und wir durch solche helle und lichte Bilder, die ein jeder einfältige Mensch wohl fassen kann, im rechten Verstand des Worts erhalten werden."

3.

Das Evangelium, sagt Luther, ist so klar, daß es nicht viel Auslegens bedarf, sondern es will nur wohl betrachtet, angesehen und tief zu Herzen genommen sein. Und wird niemand mehr Nutzen davon bringen, denn die ihre Herzen stille halten, alle Dinge ausschlagen und mit Fleiß drein sehen. Gleichwie die Sonne in einem stillen Wasser gar eben sich sehen läßt und kräftig wärmt, die im rauschenden und laufenden Wasser nicht also gesehn werden mag, auch nicht also wärmen kann. So gehe hin, da du stille seiest und das Bild dir tief ins Herz fassest, da wirst du finden Wunder über Wunder. — Es ist dieselbe Forderung, welche Goethe fürs Verständnis der Poesie stellt, wenn er sagt: „Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen, der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt." Diese feiernde sabbathliche Stille dem Worte Gottes gegenüber, wo Gottes Geist den tiefsten Seelengrund durchgeht, ist tausendmal mehr wert, als alle Erklärungen beredter und geschwätziger Zungen. So nur wird Gottes Wort das Lebenselement der Seele. Denn „was dem Vieh die Weide, dem Menschen ein Haus, dem Vogel ein Nest, den Gemsen ein Fels und den Fischen der Strom, das ist die heilige Schrift gläubigen Seelen." Und: „Laß dein Denken und Fühlen fahren und halte viel von der Bibel als von der allerreichsten Fundgrube, die nimmermehr ausgegründet noch erschöpft werden mag, auf daß du darinnen die göttliche Weisheit finden mögest, welche Gott in der Bibel so

albern und schlicht vorleget, auf daß er aller Klüglinge Hochmut dämpfe und zu schanden mache. In diesem Buche findest du die Windeln und Krippen, darinnen Christus lieget, dahin auch der Engel die Hirten weiset. Es sind wohl schlechte und geringe Windeln, aber teuer ist der Schatz Christus, der darinnen lieget." Von der Bibel sagt Luther ein andermal: „Ich hab sie nun etliche Jahre jährlich zweimal ausgelesen, und wenn sie ein großer, mächtiger Baum wäre und alle Worte wären Ästlein und Zweige, so hab ich doch an allen Ästlein und Reislein angeklopft und allzeit noch ein paar Äpflein oder Birnen davon gebrochen und geschüttelt." Die zeitlichen Verheißungen der heiligen Schrift sind ihm gleichwie Nüsse oder Äpfel, damit man die Kinder lockt, denn also werden wir durch die zeitlichen Verheißungen auch gelockt und gereizet, daß wir die ewigen Dinge lieb haben und die Hoffnung der Unsterblichkeit in uns erhalten. —

Man sollte denken, Luthers Poesie wäre durch die mancherlei Sorgen, die seinem Hause wahrlich nicht fehlten, gedämpft worden. Aber die heilige Sorglosigkeit, aus festem kindlich-männlichem Glauben geboren, bewahrte ihm immer ein fröhlich Herz, auch wenn er einmal des Tags nur „ein Ränftlein Brot und einen Hering" hatte. Was die zeitlichen Sorgen betrifft, so wird ihm ein Sperling ein Doktor und Prediger auch für die allerweisesten Menschen, ein Doktor und Prediger, der Gottes Lob und unsere Schande (den Kleinglauben) gen Himmel schreit. Christen sollen die Kreatur mit Freuden brauchen, aber nicht ihr, sondern Gott vertrauen und das Herz nicht daran hängen, sonst werden wir arm auch im allergrößten Reichtum. Ja also gehts allen Reichen. Wenn du ihnen ins Herz sehen könntest, so sollst du wohl sagen: Mir nicht, ich will gern Sammet und gülden Stücke entbehren, ich will gern einen grauen Rock tragen und Kofent trinken, einen Flegel in die Hand nehmen und dreschen, daß ich schwitze. Ich kann auf meinen Acker gehen, kann arbeiten und ein Liedlein singen; komme ich heim, so schmeckt mir ein Ränftlein Brots ins Herz hinein, da einem König und Kaiser das Allerbeste nicht schmeckt; lege mich nieder und schlafe eine gute Paus, da große Herren nichts haben denn Weinen im Herzen. Liebe Herren, tragt güldene Ketten um meinetwegen." Während ein Wolfgang Capito sich (13. Juni 1536) an Luther mit der Bitte wendete,

zu gestatten, daß er die Schriften desselben in Straßburg in der Druckerei drucken ließe, welche er anzulegen beabsichtige, denn er hoffe auf diese Weise aus seinen drückenden Schulden herauszukommen, wies Luther selbst jedes Honorar ab. Ihm sind einmal, wie er selbst (1539) erzählt, 400 Fl. jährlich für den Verlag seiner Schriften angeboten worden, eine beträchtliche Summe, wenn man bedenkt, daß sein bares Jahreseinkommen sich auf nur 300 Fl. belief. Was er schon im Sendbrief vom Dolmetschen hinsichtlich der Bibelübersetzung ausgesprochen, daß er dafür „keinen Heller genommen, noch gesucht, noch damit gewonnen" habe, dem ist er auch hinsichtlich seiner übrigen Schriften zeitlebens treu geblieben. Umsonst habe ers empfangen, umsonst habe ers gegeben und begehre dafür auch nichts, er wolle die ihm von Gott geschenkte Gnade nicht verkaufen, erklärte er; seine Frau hatte recht, wenn sie meinte, daß ihr Mann, wenn er gesinnt wäre wie andere Leute, sehr reich hätte werden können.*) Der sorgenden Frau schreibt Luther: „Lies den Johannes und den kleinen Katechismus, denn Du willst sorgen für Deinen Gott, als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doktor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale, oder im Ofenloch, oder auf Wolfes Vogelherd. Laß mich in Frieden mit Deiner Sorge, ich hab einen bessern Sorger denn Du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippen — aber sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters." Auch redet er sie in diesem Sinne wohl an: „Herr Käthe," „Heilige, sorgfältige Frau," „Allerheiligste Frau Doktorin." Heilige Sorglosigkeit und Freudigkeit hielt Luther für das beste Mittel gegen den „melancholischen Teufel." So trank er einmal einem Gaste seines Hauses zu mit den Worten: „Ich soll und muß heut fröhlich sein, denn ich hab böse Zeitung gehört; darwider dient nichts besser, denn ein stark Vaterunser und guter Mut; das verdreußt den melancholischen Teufel, daß man noch will fröhlich sein." Dem Kleinglauben und der Verzagtheit hält er einmal folgende poetische Strafpredigt: „Ich habe neulich zwei Wunder gesehen: das erste, da ich zum Fenster hinaus sahe, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes und sahe doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hatte; noch fiel der Himmel nicht ein und stehet auch solch

*) Vgl. Kolde, Analecta Lutherana 1883, S. 231 f. Köstlin II, 498. Pietsch 57.

Gewölb noch fest. Nu sind Etliche, die suchen solche Pfeiler und wollten sie gerne greifen und fühlen. Weil sie denn das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen. Wenn sie dieselben greifen könnten, so stünde der Himmel fest."

So ist Luther, dem Kinde gleich in unbewußter dichterischer Größe, überall der wahre reichste Poet des alltäglichen Lebens, der an Fülle und Umfang des Stoffs, an Mannigfaltigkeit der Erfindung, an deutscher Gemütstiefe und biblischer Weltanschauung ebenso wie in plastischer Gestaltung, in bedeutender, oft großartiger Perspektive und sinnlicher Kraft einzigartig dasteht. Gerade in dieser sinnlichen Kraft seiner Sprache mußte die ganze Weltanschauung, die in ihr zum Ausdruck kommt, auf sein Volk eindringlich und dauernd wirken. In seiner wahrhaft poetischen, gottbegeisterten Weltanschauung, in der er ohne alle Schwärmerei „mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten Erde" stand, vernimmt er mit einem, durch Gottes Wort feingestimmten Ohr „den Einklang der Natur; was die Geschichte reicht, das Leben giebt, sein Busen nimmt es gleich und willig auf. Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt und sein Gefühl belebt das Unbelebte. Oft adelt er, was uns gemein erschien und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts." Auch dieser letzte Zug in jedem echten Dichterbild ist gerade bei ihm einer der unverkennbarsten und bedeutendsten. Wie er das liebe Korn, das keine schöne herrliche Gestalt hat, sondern „ganz bleichgeel"*) im Feld steht, über alle schönen Blüten der Erde preist, so ist überall sein Geist und seine Weltanschauung auf das Gesunde, Dauerbare, Ewige gerichtet, und so adelt er nach echter Dichter Art, was uns gemein erschien, ob er nun seinem Volke das Wort des Lebens predigt oder sich balbieren läßt. Eindringlicher z. B. kann er auch in der Predigt die Erbsünde nicht darstellen, als wenn er zu Eisleben zu Dr. Jonas sagt, als ihm ein Balbierer die Haare abschnitt und den Bart abnahm: Die Erbsünde im Menschen ist gleich wie eines Mannes Bart; ob er wohl heute abgeschnitten wird, daß einer gar glatt ums Maul ist, dennoch wächst ihm der Bart des Morgens wieder. Solches

*) Gel gleich gelb, noch jetzt in Hessen und Thüringen gebräuchlich, wie falb neben fahl.

Wachsen der Haare und des Bartes hört nicht auf, dieweil ein Mensch lebt; wenn man aber mit der Schaufel zuschlägt, so hörets auf. Also bleibt die Erbsünde auch in uns und reget sich, dieweil wir leben, aber man muß ihr widerstehen und die Haare abschneiden. — Und wie oft sonst in seinen Schriften adelt Luther, was uns gemein erschien; wie oft wird von uns Geschätztes ihm zu nichts! Ja, von keinem Dichter unseres Volkes gilt dies mehr, als von Luther. So hat er unser häusliches Leben mit seiner Alltäglichkeit, so hat er Haus, Hof, Garten, Kinderstube, Küche und Keller, so hat er unsere Sprache und Poesie geadelt. Zuletzt aber erscheint ihm alles, was wir auf Erden schön, herrlich und begehrenswert nennen, dürftig, schwach und arm: „Das Wort allein hat eine ewige Kraft. Am Wort liegts gar." Und kaum jemals ist die Freude am Herrn und an seinem Worte so sehr eines Mannes Stärke und eines Hauses Maien gewesen, als in Luthers Hause. Daher entstammt auch Lob und Pflege der „freien Kunst Musica", wie wir aus Joh. Walthers „Lob und Preis der himmlischen Kunst" (1564) sehen, wo Luther u. a. im Jahre 1538 sagt: „Nichts auf Erden kräftiger ist, die Traurigen fröhlich, die Fröhlichen traurig, die Verzagten herzhaftig zu machen, die Hoffärtigen zur Demut zu reizen, die hitzige und übermäßige Liebe zu stillen und zu dämpfen, den Neid und Haß zu mindern, denn die Musica. — „Wenn man die Sache recht betrachtet, so befindet man, daß diese Kunst von Anfang der Welt allen und jeglichen Kreaturen von Gott gegeben und von Anfang mit allen geschaffen." Für Luther ist die Musik ursprünglich die Musik des Gottesfriedens, die wesentlich die göttliche Harmonie enthält, wie Vilmar (Bibl. II, 129) sagt: „Die bildenden Künste, zumal die Plastik, sind Resultat des menschlichen Thuns allein; in der Musik ist der dem Menschen zu Händen kommende Kunststoff bereits gegeben, so gut wie die Sprache, an welche sich das, was wir Musik nennen, ohnehin — im Gesang — unmittelbar anschließt. Die Welt ist volle und ganze Menschenwelt auch ohne die bildenden Künste, nicht aber ohne Musik. Die bildenden Künste sind eine durch den menschlichen Willen hervorgebrachte Nachahmung der göttlichen Schöpfung, die Musik ist göttliche Schöpfung selbst, in welche der Mensch sich nur eintaucht und deren Regeln er von ihr selbst lernt oder vielmehr unmittelbar eingeflößt erhält. Ist doch die Dichtkunst als singendes Sprechen

(in Anklang, Allitteratiou, in Rhythmus und Reim) die Ursprache der Menschheit und selbst Musik. Die plastischen Künste wie die musiklose Sprache kann der Teufel nachahmen, nicht die Musik, welche wesentlich Harmonie, das heißt, wesentlich Friede ist." — Nach dem heiligen Wort Gottes, sagt Luther, ist nichts nicht so billig und so hoch zu rühmen und zu loben als die Musica, nemlich aus der Ursach, daß sie aller Bewegung des menschlichen Herzens ein Regiererin, ihr mächtig und gewaltig ist, durch welche oftmals die Menschen, gleich als von ihrem Herrn, regiert und überwunden werden. Ja, der heilige Geist lobet und ehret selbs diese edle Kunst, als seines eigenen Ampts Werkzeug, wie wir denn im Profeten Elisa sehen, welcher, so er weissagen soll, befiehlt er, daß man ihm ein Spielmann bringen soll, und da der Spielmann auf der Saiten spielt, kam die Hand des Herrn auf ihn. Wiederum zeuget die Schrift, daß durch die Musica der Satan, welcher die Leute zu aller Untugend und Laster treibt, vertrieben werde, wie denn im König Saul angezeigt wird. Darum haben die heiligen Väter und die Profeten nicht vergebens das Wort Gottes in mancherlei Gesänge, Saitenspiel gebracht, davon wir denn so mancherlei köstliche Gesänge und Psalm haben, welche beide mit Worten und auch mit dem Gesang und Klang die Herzen der Menschen bewegen. In den unvernünftigen Tieren aber, Saitenspiel und andern Instrumenten, da höret man allein den Gesang, Laut und Klang, ohne Rede und Wort. Dem Menschen aber ist allein vor den andern Kreaturen die Stimme mit der Rede gegeben, daß er sollt können und wissen, Gott mit Gesängen und Worten zugleich zu loben. — Als Luther im Dezember 1538 einmal die Sänger zu Gast hatte und sie schöne liebliche Stücke sangen, sprach er mit Verwunderung: Weil unser Herr Gott in dies Leben, das doch ein lauter Schmeishaus ist, solche edle Gaben geschütt und gegeben hat, was wird in jenem ewigen Leben geschehen, da alles wird aufs allervollkommenste und lustigste werden. Hier aber ist nur materia prima, der Anfang. Musicam habe ich allezeit lieb gehabt. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu allem geschickt. Man muß Musicam von Not wegen in Schulen behalten. Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch junge Gesellen zum Predigtamt nicht verordnen, sie haben sich denn zuvor in der Schule wohl versucht und geübet.

Zu einem Harfenschläger sagte Luther einmal: Lieber, schlagt mir ein Liedlein her, wie es David geschlagen hat. Ich halt, wenn David itzund auferstünd von den Toten, so würde er sich sehr verwundern, wie doch die Leut so hoch wärn kommen mit der Musica. Sie ist nie höher kommen, als itzt. (Aurifaber, Luthers Tischreden. Eisleben 1566. Bl. 577—578.) Und warum? Weil die Christenheit neu belebt und verjüngt wurde durchs Wort Gottes.

Überall bei Luther vernehmen wir den Nachhall dieser göttlichen Kraft des Worts, vor allem aber in seinen Liedern.

# VIII. Luthers Lied.*)

## 1. Das evangelische Kirchenlied des deutschen Volkslieds Blüte.

Wenn J. Grimm von der Volkspoesie sagt, sie sei ein lebendiges Buch, wahrer Geschichte voll, das man auf jedem Blatt mag anfangen zu lesen, nimmer aber auslese noch durchverstehe, so ist hiermit zugleich auch Luthers Lied und das ganze evangelische Kirchenlied, das mit ihm beginnt, in seinem tiefsten Wesen gezeichnet. Es ist des Volksliedes schönste, unvergänglichste Blüte. Während in der Kunstpoesie nicht das Leben selbst, ja oft nicht einmal das wirklich Erlebte des Dichters den Inhalt bildet und Stofferfindung ihr als wesentliche Bedingung gilt, setzt die Volkspoesie einen Stoff voraus, welcher nicht erfunden und ersonnen, auch gar nicht erfindbar und ersinnbar, der vielmehr gegeben, mit den tiefsten Lebenskeimen des Volkes innig verwachsen, von dem Volk erlebt und erfahren ist, oder doch von jedem nacherlebt und nacherfahren werden kann. Dieser Stoff wird in voller Wahrheit und da alles Wahre in sich ganz und einfach ist, in der größten Einfachheit dargestellt, so daß in dieser Darstellung raschen und sicheren Schrittes Thatsache auf Thatsache folgt, ohne müßiges Stillstehen. Niemals bedarf diese Darstellung fremder Hilfe, um sich selbst klar und verständlich zu sein; sie verschmäht ausmalende Schilderung, künstliche Wendungen und alles was man Schmuck und Effekt nennt. Die Volksdichtung ist einfach schlicht,

*) Zur Litteratur von Luthers Liedern sind unter andern zu nennen: Ph. Wackernagel, M. Luthers geistliche Lieder, mit Randzeichnungen von G. König. K. Gödeke, Dichtungen von M. Luther in den deutschen Dichtern des 16. Jahrhunderts. Bd. 18, 1883. Vilmar, das evangelische Kirchenlied, im Anhange seiner Schrift über Luther, Zwingli und Melanchthon, Frankfurt 1869. L. Steinmetz, Luthers Lieder, Hannover 1875. Fischer, Kirchenliederlexikon. Uhland, Zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. 2, S. 414 ff. Köstlin, Luther der Vater des evangelischen Kirchengesangs. Danneil, Luthers Lieder. Ihr Inhalt und Segen. Frankfurt 1883.

ohne Buntmalerei, wie auch unsere liebsten Singvögel einfarbig sind. Es ist die Freude und das Leid eines Volks, welche sich selbst singen in Jubel und Klage. Alle diese Kennzeichen des Volksliedes sind auch die der Lieder Luthers, die sich zum Teil in Wort und Ton, in Melodie und Haltung an alte Volkslieder, welche dem Volk in Fleisch und Blut übergegangen waren, anschließen. Wie z. B. das historische Volkslied schlicht und homerisch trocken im Ton des alten Epos und dennoch so erzählt, daß die bewegteste Teilnahme des Sängers über der wortkargen Darstellung schwebt, so Luther gleich in jenem Liede „**Von den zween Merterern Christi zu Brüssel, von den Sophisten von Löwen verbrant,**" mit welchem er seine Liederdichtung eröffnet. In Brüssel waren am 1. Juli 1523 zwei Antwerpener Augustinermönche, Heinrich Voes und Joh. Eschen um ihres evangelischen Bekenntnisses willen verbrannt worden; sie hatten den Tod mit großer Freudigkeit unter lautem Lobgesang erlitten. Da ließ Luther nicht nur einen Sendbrief an die Christen in Holland und Brabant ausgehen, worin er sie selig preist, daß es ihnen gegeben worden, das Evangelium nicht allein zu hören und Christum zu erkennen, sondern auch die Ersten zu sein, die um Christi willen Schand und Schaden, Angst und Not und Fährlichkeit leiden müßten und das Evangelium mit ihrem eigenen Blut begossen und bekräftigt hätten, da bei ihnen die zwei edlen Kleinodien Christi, Heinrich und Johannes ihr Leben gering geachtet hätten, auf daß Christus mit seinem Wort gepreiset würde, — sondern er besang auch die zwei Blutzeugen in dem Liede, welches das Erstlingslied der streitenden und triumphierenden evangelischen Kirche wurde, „Ein neues Lied wir heben an," das schon in diesem Anfange Luthers Bekanntschaft mit dem historischen Volkslied bezeugt. So beginnt z. B. eins der von R. v. Liliencron gesammelten „historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert" (Leipzig 1867—1869), IV, S. 212, Nr. 492: Wat newes willen wi heven an, im Ton „Es floch ein klein waldvogelin"; oder Nr. 460: Frölich so wölln wi heben an; Nr. 434: Wille gi hören einen nien gesang; Nr. 435: Ein nie led wi heven an. Es ist dies einer der durch die Tradition feststehenden Anfänge im alten epischen Volksgesang, wo gleich von vorn herein die Person des Dichters völlig zurücktritt, denn es soll

nur das gesungen und gesagt werden, was alle angeht. So auch hier, wenn Luther beginnt: Ein neues Lied wir heben an, das walt Gott unser Herre. Es ist die Freude, es ist der Trost der mitfreuenden und mitleidenden Volksgemeinschaft, oder großer Volkskreise, die den Dichter von Anfang bis zu Ende erfüllt; es ist das Singen und Sagen im großen Stil bis in die letzten, triumphierende Siegesfreude atmenden Strophen:

Die Aschen will nicht lassen ab,
Sie steubt in allen Landen.
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu schweigen hat gedrungen,
Die muß er tot an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar frölich lassen singen.

Da wird mans ohne weitere Ausführung gewahr: hier gehen die starken Ströme des deutschen Heldenliedes, der Helden-, Heils- und Naturfreude, die sich zuletzt vereinigen in der Strophe:

Die laß man liegen immerhin,
Sie habens keinen Frommen.
Wir sollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wiederkommen.
Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlin gehn erfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Das war der erste Gesang der Wittenbergisch Nachtigall, wie Luther von Hans Sachs genannt wird, der gerade durch sein Gedicht „Die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall" im Jahre 1523 einer der ersten Verteidiger der Reformation wurde. Dieser durch und durch dichterische und kerngläubige Nürnberger Handwerksmann, der, wie J. Grimm sagt, alles dichtete und doch nichts erdichtete, der „teure Meister", dem erst Goethe wieder den Eichkranz, ewig jung belaubt, aufs Haupt gesetzt, begrüßte, im tiefsten Herzen entzückt, die Wittenbergisch Nachtigall mit den Worten:

Wacht auf, es nahet gen dem Tag,
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunnigliche Nachtigall,
Ihr Stimm durchklinget Berg und Thal.

Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf vom Orient,
Die rotprünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht.

Ja, es war „der Trost der Nacht" wieder da. Erfüllt war die Frühlingshoffnung und Frühlingsweissagung des großen Sängers von der Vogelweide, der einst gesungen:

Die Zweifler sprechen, es sei alles tot,
Es lebe nun niemand, der noch singe:
Nun mögen sie doch bedenken die gemeine Not,
Wie alle Welt mit Sorgen ringe.
Kommt Sanges Tag, so hört man singen noch und sagen,
Man kann noch Wunder.
Ich hört ein kleines Vögelein dasselbe klagen,
Das duckt sich unter:
„Ich singe nicht, es wolle denn tagen."

Kommt Sanges Tag — so ruft Walther — d. h. wenn einmal wieder große Gottesthaten in deutschen Landen geschehen, dann wird es sich zeigen, daß man noch zu singen und zu sagen, d. h. lyrische und epische Dichtung versteht, dann wird das deutsche Lied wieder erklingen, das aber Gott selbst wecken muß. Und nun geschahen solche Gottesthaten, es kam mit Luther der lang erharrte Sangestag; die Nacht wich, in der, um mit Walther zu reden, die Christenheit im Siechhaus lag, im Siechhause des Sündenelends, des Sündenschmerzes und der schließlichen Verzweiflung, wie denn in der That gerade das Mittelalter zuletzt ein Sündengefühl, einen Bußschmerz gezeitigt hatte, wovon wir heute kaum noch eine Vorstellung haben, den uns aber nicht nur die Flagellanten mit ihren herzzerreißenden Klagen, sondern auch die Dichtungen (wie das Spiel von den zehen Jungfrauen, im Jahre 1322, am 24. April zu Eisenach vor Landgraf Friedrich dem Freidigen gegeben, dessen tragisches Geschick sich eben an diese Aufführung knüpft)*) in erschütternder Weise predigen. Mitten aus dieser Zeit des tiefen, starken Sündenbewußtseins, dem der Trost der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, wie ihn erst Luther erfuhr, fehlte, in der man sich bis zur Verzweiflung abhärmte und marterte, ruft Walther, wie im Namen seines sündengebeugten Volkes, ein prophetisches „O, daß du den Himmel zerrissest!"

*) Vgl. meine Ausg. dieser opera seria. Leipzig, Naumann. 1870. S. 64 f.

Nû sende uns vater unde sun, den heilgen geist her abe,
daz er mit sîner süezen fiuhte (Feuchtigkeit) ein dürrez herze
erlabe.
Unkristenlîcher dinge ist al diu kristenheit sô vol,
swâ kristentuom ze siechhûs lît, dâ tuot man im niht wol.

(D. h. da geht man nicht gut mit der Christenheit um.) — Sein Gebet ist erhört.

Nachdem alle eigenen Werke der Buße sich doch als „tote Werke“ erwiesen hatten, kommt der, welcher spricht: „Ich, der Herr, bin dein Arzt“ und mit ihm der Labestrom des heiligen Geistes für das „dürre Herz“, und aus dem Siechhause der Christenheit tönen nie gehörte Freudenlieder und Preisgesänge, zunächst nur von Einzelnen wie verstohlen angestimmt, dann zuversichtlich und im vollen Chor aller Mühseligen und Beladenen, die durch Luther eine beseligende Antwort erhalten haben auf die Frage aller Fragen: Wie werde ich meiner Seligkeit gewiß? Da — kam sofort der sangestac, den Walther geweissagt hatte und wieder war ein Dichter von Gottes Gnaden auf dem Platze, der gleich die „rotprünstige Morgenröt“ dieses Sangestages, der über die deutschen Lande heraufstieg, begrüßt: „Wacht auf, es nahet gen dem Tag“, und das erste und zugleich gewaltigste Kirchenlied in der Frühe des Tages aus dem Munde der Wittenbergisch Nachtigall war das „**Nu freut euch, lieben Christen gmein und laßt uns frölich springen,**“ welches jenem geistlichen Volksliede Luthers sofort folgte als „Danklied für die höchsten Wohlthaten, so uns Gott in Christo erzeiget hat,“ 1523; ein festliches Glockengeläut der evangelischen Kirche, wie man es genannt hat, das die ganze Christenheit zur Freude an der Gnade des Evangeliums einladet, eine dramatisch belebte Darstellung der evangelischen Heilsthatsachen, ausklingend in starkem Trost und ernster Mahnung, das Hauptlied der ganzen Reformation, das zum Kirchenlied und eigentlichen evangelischen Volkslied wie kein einziges anderes geworden ist.

Hatte das „Ein neues Lied wir heben an“ gezeigt, daß man noch zu „sagen“, d. h. episch zu dichten verstehe, so verkündete dies Lied mit seiner jauchzenden Melodie, daß auch das „Singen“, d. h. die lyrische Dichtung aus langem Schlaf wieder geweckt sei. Dies Lied durchklang bald Berg und Thal, wirkte gewaltiger als alle Kanzelpredigt und überragte alle wissenschaftliche Heilsdoktrin. Es ist das Kirchen- und Volkslied auf der Potenz. Der Träger des Lieds ist hier, wie bei allen Liedern Luthers, der „Ton“,

die Melodie. Ungesungene Lieder sind keine Lieder; sie gehören wohl der Litteraturgeschichte, aber nicht dem Leben an. „Luther dichtete nicht für die Litteratur, nicht um der dichterischen Lorbeeren willen, sondern für die Kirche, für die singende Gemeinde" und da wurde durch die Macht der volkstümlichen Melodie auch die Macht des Inhalts offenbar. Es ist aber dies Lied das Lied der höchsten Freude nach tiefstem Leid. Die Erfahrungen von Sünde, Sündenelend und Vergebung durch den sündentilgenden Herrn, welcher dem Sünder im Siechtum des Siechhauses nahe tritt, ihm die Hand reicht und spricht: „Halt dich an Mich, es soll dir jetzt gelingen" — alle diese Erfahrungen werden in großen Zügen ausgesprochen, gerade so wie sie gemacht sind von dem, der sie nun zum Mit- und Nacherleben der ganzen ökumenischen Christenheit darbietet. Es ist der lebenswahre Spiegel des ganzen Heilswerks, wie der Sünden- und Heilserfahrung, in welchem schon viel Tausende ihre eigenen Erfahrungen und Erlebnisse wiederfanden, keine Kunstpoesie und doch nach Inhalt und Form vollendet, das Lied der wunniglichen Nachtigall aus grünem Hag in tiefen wunderbaren Tönen, gesungen in der Frühe des Tags, gerade im Sommer des Jahres 1523, als der wackere Nürnberger Meistersänger den Gottesmann Luther in seinem Liede feierte, die Nachtigall, die da erfüllte Berg und Thal, „daz kallete (schallte) ûz der blüete mit solher übermüete, daz dâ manec edele herze van vröude und hôhen muot gewan." Solche Klage- und Jubeltöne hatte die Christenheit noch nicht vernommen und hat sie seitdem nicht wieder gehört. Und wie in Luther das starke tiefe Sündengefühl nicht nur eines Apostels Paulus und heiligen Augustinus, sondern auch das des ganzen Mittelalters sich zusammendrängte, jenes Sündengefühl, das ihn in seiner Angst selbst gegen den Willen des Vaters ins Augustiner-Eremitenkloster zu Erfurt (17. Juli 1505) getrieben hatte, denn „er wollte fromm werden und einen gnädigen Gott kriegen" — ähnlich wie in Augustin die Erfahrungen der Kirche bis auf seine Zeit sich konzentrierten —, so bietet sich hier die beseligende Antwort auf die große Frage, welche die Jahrhunderte hindurch unbeantwortet, weil unerfahren geblieben: Wie werde ich meiner Seligkeit gewiß? Aus der Nacht des Sündenschmerzes und der drohenden Verzweiflung — „die Angst mich zu verzweifeln trieb" — führt uns das Lied hinein in den göttlichen Ratschluß und in das göttliche Heilswerk: „der Sohn dem Vater gehorsam ward, er kam zu mir

auf Erden." Dies göttliche Heilswerk selbst steht in der Mitte zwischen Sündenelend und Sündenvergebung, die nur vermittelt wird durch die volle und feste Hingabe der Person des Sünders an die des sündentilgenden Herrn. In diesem Liede hat Luther das ganze volle Geheimnis seines inneren Lebens und zugleich das der ganzen evangelischen Kirche niedergelegt. Es läßt uns ahnen, wie schwer und lastend Gottes gewaltige Hand auf der Seele lag, die mit eigenem Werk nach dem Ziel der Sündenvergebung rang, wie sie dröhnend alle seine Werke, ja ihn selbst zerschlug, wie er nichts besaß und wie ihn nichts erfreute und wie er laut sich Tod und Strafe klagte vor, bis das Wort erscholl:

Halt dich an mich, es soll dir jetzt gelingen.
Ich geb mich selber ganz für dich, da will ich für dich ringen.
Denn ich bin dein und du bist mein,
Und wo ich bleib, da solltu sein,
Uns soll der Feind nicht scheiden.

Das ist und bleibt das Wunderwort der evangelischen Kirche. Es durchdrang alle Schichten des Volks und gewann ganze Gemeinden wie mit einem Schlage für den evangelischen Glauben, wie die Römischen selbst es bezeugen. So hatten einst auch die römischen Feinde Walthers geklagt, „mit einem seiner Lieder seien Tausende bethört, daß sie des Papstes Gebot überhört hätten." Jeder lebendige evangelische Christ aber wird von diesem Erstlingslied des evangelischen deutschen Kirchengesangs rühmen, was einst ein deutscher Dichter von einem Liede Walthers rühmte, als es der hinter ihm reitende Bote sang:

Daz liet mir in daz herze klanc,
Ez tet mir inneclîchen wol,
Wan ich dâ von wart freuden vol.
Es dûht mich süeze, dûht mich guot,
Von im wart ich vil hôchgemuot.

Wie begreiflich ist da die von römischer Seite oft geführte Klage, daß die Leute sich in Luthers Lehre hineinsängen! Dies „Danklied für die höchsten Wohlthaten Gottes, so uns Gott in Christo erzeigt hat", ist es nicht wie ein frischer Springquell, angesichts dessen man an Goethes Wort gedenkt: „Seht den Felsenquell, freudehell wie ein Sternenblick."

In demselben Jahre 1523 ließ Luther eine kleine Schrift von der Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde aus-

gehen.*) Sie fordert, daß vor allem Gottes Wort im Schwange gehe, daß es gelesen, gepredigt und gebetet werde, alles andere werde sich von selbst geben. Die Gesänge in der Sonntagsmesse und Vesper lasse man bleiben, denn sie sind fast gut und aus der Schrift gezogen. Aber von innen und außen gedrängt, u. a. auch durch die Bitten seines Freundes Nikolaus Hausmann in Zwickau, dem er noch eine lateinische Schrift über denselben Gegenstand zueignete, wird er auf die Notwendigkeit des deutschen evangelischen Kirchengesangs geführt. Denn das erkannte Luther, daß auch die Psalmen das Bedürfnis des evangelischen Kultus nicht erschöpfen, weil wir nicht bloß von der verheißenen, sondern von der an uns geschehenen Erlösung zu singen getrieben werden, während die streng reformierte Kirche nur Psalmen singen will. Nun, da zu hoffen, daß vieler Herzen durch Gottes Gnade erleuchtet und gestärkt seien, müsse man dazu thun und etwas wagen im Namen Christi, dermaßen, daß wir die Herzen forthin nicht mehr allein mit bloßen Worten der Predigt regieren, sondern auch die Hand dazu thun und mit öffentlichem Brauch ins Werk bringen. Ich wollt, daß wir viel deutsche Gesänge hätten, die das Volk unter der Messe sänge. Aber es fehlt uns an deutschen Poeten und Musicis, oder sind uns noch zur Zeit unbekannt, die christliche und geistliche Gesänge machen könnten, die es wert wären, daß man sie täglich in der Kirche Gottes brauchen könne. Das rede ich deshalb, daß so irgend deutsche Poeten wären, dadurch bewegt würden, uns geistliche Lieder zu machen.

Indessen wohnten alsbald zwei solcher Poeten unter einem Dach, Luther selbst, der Verfasser der Formula Missae und deren Übersetzer, Paul Speratus (geboren zu Rottweil 13. Dezember 1484). Aus Mähren vertrieben, kam Speratus zu Luther und wurde noch im Jahre 1524 auf dessen Empfehlung Hofprediger des Herzogs Albrecht von Preußen zu Königsberg, seit 1529 Bischof von Pomesanien, die Seele der Reformation in Preußen (gestorben 12. August 1551 zu Marienwerder.)**) Er dichtete 1530 das reformatorische

*) Seine Formula missae et communionis pro Ecclesia Vitebergensi MDXXIII, deutsch durch Speratus unter dem Titel „Eine Weise christliche Meß zu halten und zum Tisch Gottes zu gehen“. Hierauf folgte im Jahre 1526 Luthers deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes.

**) Vgl. Cosack, Speratus Leben und Wirken. Braunschweig 1861.

Rechtfertigungslied über Römer 3, 28: „Es ist das Heil uns kommen her.“ Daß das Lied in Preußen gedichtet sei und Luther es durch einen preußischen Bettler kennen gelernt, der es vor seiner Thür gesungen, wie Seckendorf erzählt, ist zwar wohl nur eine Sage, immerhin aber wird sich Luther an dem Gesange dieses ihm längst bekannten Liedes herzlich erfreut haben. Half es doch an seinem Teile kräftig, die evangelische Lehre zu verbreiten. Vilmar zählt es zu den Liedern, die in gleichem, oder fast gleichem Range mit denen Luthers stehen, zu der Zahl, von welcher jedes einzelne Hunderte von gleichzeitigen Liedern und viele Tausende später gedichtete aufwiege und die als die unerläßliche Grundlage eines gesunden Geschmacks im Kirchenliede gelten. Jedenfalls ists begreiflich, daß Luther, wie Seckendorf erzählt, Freudenthränen geweint, als er das Lied zuerst singen hörte. Vielleicht, daß dadurch in ihm selber der neue Liederstrom geweckt wurde. Ist doch die Zeit von 1523 bis 1524 in Luthers Leben die liederreichste und für den evangelischen Kirchengesang bedeutungsvollste, infolgedessen bald die ersten Liedersammlungen, die ersten evangelischen Gesangbücher, wenn auch in bescheidener Form, erschienen.

## 2. Die Anfänge der ersten evangelischen Gesangbücher.

Vom Jahre 1523 datiert jene schon oben erwähnte Klage Luthers gegen Hausmann: Poetae nobis desunt aut nondum cogniti sunt, qui pias et spirituales cantilenas (ut Paulus vocat) nobis concinnent, quae dignae sint in Ecclesia dei frequentari. Interim placet illam cantari post communionem Gott sey gelobet vnd gebenedeyet der uns selber hat gespeyset ꝛc. Omissa ista particula Vnd das heylige sacramente, an vnserm letzten ende, aus des geweyeten priesters hende, quae adjecta est ab aliquo d. Barbarae cultore, qui sacramentum tota vita parvi ducens, in morte hoc opere bona speravit vitam sine fide ingredi. Nam et numeri et musicae ratio illam superfluam probat. Praeter hanc illa valet Nu bitten wyr den heyligen geyst. Item Ein kindelein so lobelich. Nam non multas invenias, quae aliquid gravis spiritus sapiant. Haec dico, ut si qui sunt poetae germaniae exstimulentur et nobis poemata pietatis cudant.*)

*) Formula missae et Communionis pro Ecclesia Vuittembergensi. Martini Luther. VVittembergae. M. D. XXIII.

Ich bin des Willens, schreibt Luther in den ersten Tagen des Jahres 1524 an Spalatin, seinen alten Freund und Studiengenossen, der ein gutes und reines Deutsch zu reden verstehe, nach dem Exempel der Profeten und alten Väter der Kirche deutsche Psalmen fürs Volk zu machen, das ist geistliche Lieder, daß das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bleibe. Er bittet Spalatin um seine Hülfe, denn er selbst habe nicht die Gabe es so zu machen, wie er gern wollte und wolle sehen, ob Spalatin etwa ein Heman, Assaph oder Jeduthun sei. „Ich wollt aber, daß die neuen Wörterlein vom Hofe wegblieben, damit die Worte alle nach dem Begriffe des Pöbels ganz schlecht und gemein, doch aber rein und geschickt herauskämen, hernach auch der Verstand fein deutlich und nach des Psalms Meinung gegeben würde." Spalatin möge einen Psalm bearbeiten auf Grund der Auslegung Luthers, wie es eine beigelegte Probe zeige; er habe Ps. 130, De profundis schon übersetzt. Als von Spalatin keine Antwort kam, wiederholte Luther seine Bitte noch zweimal und wandte sich dann mit derselben an den Hofmarschall Johann Dolzig. Während diese beiden Männer nichts lieferten, dichtete ihm sein Kollege Justus Jonas in Wittenberg (geb. 1493 zu Nordhausen, gest. 1555 zu Eisfeld) ein Lied auf Grund von Ps. 124: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält." Sodann hatte Luther, wie oben gesagt, seit Ende 1523 bis zum Sommer 1524 den schwäbischen Theologen Paul von Spretten bei sich, der alsbald drei Lieder beisteuerte. Das Beste aber that Luther selbst. Vierundzwanzig Lieder hat uns die Wittenbergische Nachtigall in der Zeit von 1523 und 1524 gesungen, die gleich den Volksliedern zunächst auf fliegenden Blättern ausgingen; dann erschienen die ersten Sammlungen, von denen hier die bedeutendsten genannt seien: I. Etlich Christlich Lieder, Lobgesang und Psalmen u. s. w. 3 Bogen 4°. Wittenberg 1524; das sog. Achtliederbuch, in welchem von Luther selbst 4, von Speratus 3 gedichtet waren. II. Eyn Enchiridion oder Handbüchlein u. s. w. 24 Bl. 8°. Gedruckt zu Erffurd yn der Permonter gassen 1524. Diese Sammlung enthält 25 Lieder, 18 von Luther, doch jene 4, hier wieder abgedruckten mit eingerechnet. III. Geystliche gesangk Buchleyn. Wittenberg 1524. Quer 8°. Es enthält 32 deutsche und 5 lateinische Gesänge, unter denen die 18 aus den beiden anderen Sammlungen. Es ist dies das sog. „Wittenberger" oder „Walthersche

Chorgesangbüchlein". Joh. Walther, aus der Nähe von Rudolstadt, war Sänger in der Schloßkantorei, die unter des greisen Konrad Rupffs Leitung stand und nach dessen Tode (1525) selber „Kurfürstl. von Sachsen Sängermeister"; er wurde so recht der Assaph, nach welchem Luther verlangte. Rupff und Walther waren im Jahre 1524 drei Wochen lang Luthers Gäste, seine „Cantorei im Hause". Ich habe, sagt Walther, manche Stunde mit ihm gesungen und oftmals gesehen, wie der teure Mann vom Singen so lustig und fröhlich ward, daß er des Singens schier nicht müde oder matt wurde. Während Walther und Rupff am Tisch saßen, über das Notenblatt gebeugt, mit der Feder in der Hand, ging Luther im Zimmer auf und nieder und probierte auf der Querpfeife die Melodiengänge, welche ihm zu den von ihm gefundenen Textesworten aus der Erinnerung, zumal aus dem Volksgesange zuströmten, so lange, bis die Versmelodie als ein rhythmisch abgeschlossenes, kraftvoll gedrungenes Ganzes feststand. (Vgl. Köstlin a. a. O. 306.) Erst nachdem Luther durch die genannte Sammlung für die Einbürgerung der neuen Weise gesorgt hatte, erschien IV. das eigentlich für den Gemeindegesang bestimmte erste Gesangbuch im Jahre 1529: „Geistliche Lieder auffs new gebessert zu Wittemberg. D. Mar. Luther. Gedruckt zu Wittemberg durch Josef Klug. 1529," kurzweg das Klugsche Gesangbuch genannt. Dasselbe ist noch nicht wieder aufgefunden, doch ists von J. Slüter, dem Reformator Rostocks, in unveränderter niederdeutscher Übertragung herausgegeben und in dieser niederdeutschen Fassung noch vorhanden. (Neu herausgegeben von Wiechmann-Kadow: J. Slüters ältestes Rostocker Gesangbuch vom Jahre 1531. Schwerin 1858.) Außerdem ists im Jahre 1788 von dem Pfarrer G. E. Waldau in Nürnberg, der es selbst in Händen hatte, beschrieben im Journal von und für Deutschland, 5. Jahrg. 1788, S. 828 ff. Demnach enthielt es 54 Lieder, unter ihnen 28 von Luther, einschließlich der in den früheren Sammlungen von ihm bereits vorhandenen.*) Bis zum Jahre 1543 dichtete Luther

*) Dagegen ist das seit Schöber und Riederer, also seit Fünfvierteljahrhunderten vermißte, von Wackernagel überall vergeblich gesuchte Gesangbuch von 1533 aus Cyprians Hauskirche (1739) in dem einzigen bekannten Exemplare von der Göttinger Bibliothek im Jahre 1852 aus einer Hamburger Auktion erworben und von Goedeke benutzt. Der Gewinn, den die Hymnologie aus der Bekanntschaft mit diesem Gesangbuche ziehen kann, sagt

noch 9 geistliche Lieder und veröffentlichte zwei Sammlungen, nämlich V. Christliche Gesang Lateinisch und Deutsch, zum Begrebnis. D. Martinus Luther. Wittemberg, Anno 1542. Gedruckt durch Josef Klug. Es sind nur 3 Bogen und 6 Blätter in Oktav. Die Vorrede spricht vom Unterschied römischer und deutsch-evangelischer Trauer, dann giebt Luther Grabsprüche und gute Inschriften auf für die Kirchhöfe. Das Büchlein enthält 6 Lieder (Aus tiefer Not; Mitten wir im Leben sind; Wir glauben all an einen Gott; Mit Fried und Freud ich fahr dahin; Nun laßt uns den Leib begraben; Nun bitten wir den heilgen Geist). — Endlich VI. das sog. Babstsche Gesangbuch vom Jahre 1545: „Geystliche Lieder. Mit einer newen vorrhede. D. Mart. Luther. Warnung:

Viel falscher Meister itzt Lieder tichten
Sihe dich für, und lern sie recht richten.
Wo Gott hie bawet seine Kirch und sein wort
Da wil der Teuffel sein mit trug und Mord.

Gedruckt zu Leipzig durch Valentin Babst in der Ritterstraßen. 1545.“ In diesem Gesangbuch sind zu den früheren 29 Liedern Luthers noch 8 hinzugekommen.

### 3. Lieder im Anschluß an biblische Vorlage.

Deutsche Psalmen fürs Volk zu dichten, das lag Luther vor allem am Herzen. Aus dem Gesangbuch der alttestamentlichen Gemeinde floß auch der Liederstrom der evangelisch-neutestamentlichen, und Cyriakus Spangenberg hat vollkommen recht, wenn er in seiner Cithara Lutheri sagt: Luther hat seine Saiten in seinen geistlichen Liedern nach Davids Harfen gezogen — —, wie denn auch der heilige Geist nicht weniger durch Lutheri geistliche Lieder und schöne Melodeien, als bei Davids Harfen, kräftig gewesen, Gottes Lob zu vermehren und auszubreiten, den Teufel zu vertreiben, betrübte Herzen zu trösten, den Tod zu überwinden, viel harte Herzen zu erweichen und zu Gott zu bekehren. Die Psalmen mit ihrer ergreifenden Darstellung von der persönlichen Erfahrung der Sündennot, mit dem tiefsten Gefühl für die Gottesferne einerseits und der Herzensfreude über die Vergebung andererseits, jene Psalmen, von denen Luther sagt: da siehst du allen Heiligen ins Herz wie in den

Goedeke, ist zwar nicht von Erheblichkeit, aber man weiß doch nun, was es gewährt und nicht gewährt. Von Goedeke beschrieben a. a. O. LI.

Tod, ja wie in die Hölle und wiederum da siehst du allen Heiligen ins Herz wie in schöne lustige Gärten, ja wie in den Himmel — sie wurden im Munde Luthers neue Lieder in der hochschwebenden Freude an Christo, dem Sündentilger, der mit seinem Blute alles neu macht. Und wenn es ihm galt, die alten Psalmen als neue deutsche Lieder der Gemeinde darzubieten, so begreift es sich leicht, warum Luther gerade Psalm 130 zuerst sich erwählte. Diesen Bußpsalm, dessen wesentlicher Inhalt der Ruf aus der Tiefe ist, hatte er vor allen andern Psalmen erlebt und durcherfahren, vom ersten bis zum letzten Wort. So aus der Tiefe der Gottesferne hatte auch er gerufen und geschrien, so hatte auch er geharret von einer Morgenwache zur andern, bis auch er erfuhr: „Bei dem Herrn ist die Gnade und viel Erlösung bei ihm.“ Das **„Aus tiefer Not“** ist so das gewaltigste aller Bußlieder geworden. Diesen Psalm gilt es vor allem nachzuerleben, denn wer diesen Psalm und dieses Lied noch nicht begriffen d. h. erfahren hat, der weiß noch nichts von der Lehre von der evangelischen Rechtfertigung. Dieser Psalm enthält den Notschrei aus der tiefsten Tiefe, daher er denn von alters her als Gebet für die Sterbenden im kirchlichen Gebrauch war. (Vgl. V. 6: „Mehr als die Wächter auf den Morgen.“) Schon 1523 gedichtet, erschien es zuerst 1524 im Achtliederbuch, im Erfurter Enchiridion und niederdeutsch im sog. Speratusbuch 1526 und in Slüters Rostocker Gesangbuch 1531: Uth deper nod schrye yck tho dy. In Magdeburg half das Lied den Sieg der Reformation entscheiden, als es am 6. Mai 1524 ein alter Tuchmacher auf dem Markt an der Bildsäule Kaiser Ottos anstimmte. So erzählt Joh. Vulpius nach einer handschriftlichen Magdeburger Chronik in seinem Buch: „Der Haupt- und Handelstadt Magdeburg Sonderbare Herrlichkeit“ Magdeburg 1702: „Anno 1524 am 6. May ist ein alter Mann, seines Handwerks ein Tuchmacher, bey Kayser Otten auff dem Markt gestanden und hat zum ersten geistliche Lieder feil gehalten und den Leuten vorgesungen, als: Aus tieffer Noth schrey ich zu dir und: Es woll uns Gott genädig sein.“ Man sang es auch bei Begräbnissen,*) so schon am 9. Mai 1525 bei dem des Kurfürsten Friedrich des Weisen in Wittenberg, ebenso ward es bei der Leiche Luthers (der sich so oft und namentlich auch während des Augs-

*) Unter den Begräbnisliedern vom Jahre 1542 ist unser Lied das erste.

burger Reichstages mit jenem Psalm getröstet hatte) am 20. Febr. 1546, als sie durch Halle kam und dort in der Liebfrauen-Kirche die Nacht durch ruhte, gesungen. Es war das letzte evangelische Lied, welches im Straßburger Münster bei dem Raube der Stadt durch die Franzosen 1681 erscholl.

Vernehmen wir in diesem Liede den aus herzbeklemmender Not sich losringenden Angstruf der einzelnen Seele, so in dem nach Psalm 12 neu gesungenen Psalmliede **„Ach Gott vom Himmel, sieh darein,“** dem Salvum me fac Domine, den Notschrei der Gemeinde. Was die alttestamentliche Gemeinde erfahren hatte, das erlebte zu Luthers Zeit und erlebt noch die Kirche des Herrn erst recht. Ihre Not ists, welche Luther in diesem Liede darlegt, das wie jener Psalm, den Luther vollständig nacherlebte, von dem tiefen, verzehrenden Schmerze um die, ihres Schmucks beraubte Gemeinde eingegeben ist. Hier klagt und trauert, eifert und betet in der That einer für alle um den verlorenen Trost und Schmuck der Kirche, welcher ist das Wort Gottes. Denn das ist ja des Liedes tiefste Klage, daß man die Kirche des Wortes Gottes beraubt hat: drum ist auch der Glaube verloschen, der da kommt aus dem Hören des Worts. Es ist ein trauriges, aber geschichtlich wahres Bild der Kirche jener Zeit, welches uns in den Worten gegeben wird: „Sie lehren eitel falsche List, was eigen Witz erfindet. Ihr Herz nicht eines Sinnes ist in Gottes Wort gegründet. Der wählet dies, der andre das; sie trennen uns ohn alle Maß und gleißen schön von außen.“ Und die Sprache der Kirchenführer und Hirten lautet: „Wir haben Recht und Macht allein, was wir setzen, das gilt gemein, wer ist, der uns will meistern?“ Darum auch der laute Ruf nach oben, der Hilferuf, in welchem alle die lauten und die geheimen Klagen und Seufzer der Heiligen aus der vorreformatorischen Zeit zusammenklingen. Das Gebet, zumal das gemeinsam verstärkte der Gerechten, vermag viel, wenn es ernstlich ist. Und so bleibt Gott auch hier nach so langem Sehnen und Seufzen der Väter mit ihrem mächtigen, herzandringenden: „Ach Gott vom Himmel, sieh darein“ kein stummer Gott:

Darum spricht Gott: Ich muß auf sein,
Die Armen sind verstöret,
Ihr Seufzen dringt zu mir herein,
Ich hab ihr Klag erhöret.

Mein heilsam Wort soll auf den Plan,
getrost und frisch sie greifen an
und sein die Kraft der Armen.

In dieser Strophe (sie gehörte zu Speners Lieblingsworten) haben wir die ganze Reformation in ihrer Veranlassung, in ihrem Quell, wie in ihrem Kern und Wesen dargestellt. Da liegt auch die ganze Bedeutung Luthers und seines Werkes wie in seiner Negative, so vor allem in der viel mächtigeren Positive. Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund und setze dich über Völker und Königreiche, daß du ausreißen, zerbrechen, verstören und verderben sollst, und — bauen und pflanzen. Jer. 1, 10. In Gottes Hand und durch seinen Beruf wurde Luther der Mann ökumenischen Zeugnisses an die abendländische Christenheit, durch den mit dem wiedergegebenen Worte Gottes die eine, am ersten Pfingstfest gegründete Kirche zur Quelle zurückgeführt und zugleich um eine neue, aus der Schrift geschöpfte Erfahrung, nämlich durch die von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott, bereichert wurde. Diesen aus der Schrift geschöpften Wahrheitsschatz soll die Kirche, die ja überhaupt darauf angewiesen ist, den Wahrheitsbesitz der heiligen Schrift successiv im Laufe der Jahrhunderte erfahrungsmäßig auszuschöpfen, als ihr höchstes Kleinod fortan treu hüten, solchen bewahren und sich in allen Nöten an ihm bewähren:

Das Silber durchs Feur siebenmal
bewärt, wird lauter funden:
Am Gotteswort man warten soll
desgleichen alle Stunden:
Es will durchs Kreuz bewäret sein,
da wird sein Kraft erkannt und Schein
und leucht stark in die Lande.

Auch dies Lied vom Worte Gottes oder von der christlichen Kirche — denn mit ihm steht und fällt sie — schon 1523 entstanden und zuerst im Achtliederbuch gedruckt mit Vorzeichnung der Melodie „Es ist das Heil uns kommen her," leuchtet stark in die Lande, wie es denn im Jahre 1527 in Braunschweig und 1529 in Lübeck den Sieg des Evangeliums entschied. Derselbe Ton klingt durch die Nachdichtung von Psalm 14: **„Es spricht der Unweisen Mund wohl: den rechten Gott wir meinen,"** zuerst im Achtliederbuch. Auch hier ein getreues Bild der Kirche und der Hirten, die nicht die Herde, sondern die sich weiden, so in Str. 4:

Wie lang wollen unwissend sein,
Die solche Müh aufladen
Und fressen dafür das Volk mein
Und nehren sich mit seim Schaden?
Es steht ihr Trauen nicht auf Gott,
Sie rufen ihm nicht in der Not,
Sie wolln sich selbst versorgen.

Das Sehnen aber des Psalmisten „Ach, daß die Hülfe aus Zion käme und der Herr sein gefangen Volk erlösete, so würde Jakob fröhlich sein und Israel sich freuen," wird bei Luther zur siegfrohen Gewißheit: Gott wird sich seines Volkes erbarmen, das wird er thun durch seinen Sohn, daran wird Jakob Freude han und Israel sich freuen.

Dieselbe Zuversicht atmet das Lied **„Es wollt uns Gott genädig sein,"** das sich zuerst hinter der Schrift „Ein weyse Christlich Mess zu halten" fand. Psalm 67, früher lange als Kirchengebet und zur Absingung des Kirchensegens gebraucht, ist für Luther hier das eigentliche dichterische Motiv geworden, in dessen Entfaltung er sich bei aller Treue im einzelnen doch wieder nach Maßgabe seiner evangelischen Erkenntnis neutestamentlich frei bewegt. Auch dies Lied hat in der Reformationsgeschichte große Erfolge aufzuweisen. Half es doch am 6. Mai 1524 Magdeburg erobern. Auch soll es Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen am 6. Nov. 1632 laut sich zur Stärkung gesungen und sich damit zum nahen Tode bereitet haben. Die Melodie entnahm Luther dem weltlichen Volksliede; von ihr sagt Cyr. Spangenberg († 1604): „Ich schweige jetzt der schönen Melodie und Weise, so gar gravitätisch und artlich gestellet, daß gleich die Noten mit ihrem Ton wie mit einer Aktion augenscheinlich zeigen, als würde in unserer Gegenwart gehandelt, davon wir singen. Und wenn dann irgend ein Gnadenwörtlein kommt, hat es eine sonderliche, köstliche Resonanz, damit gleich der Geist in uns erweckt und getröstet wird." Wie der 67. Psalm den Blick von der Gemeinde auf die ganze Völker- und Heidenwelt erweitert, so auch Luthers Lied, aber während der Psalm die Freude der Völker darstellt über Gottes Gericht im allgemeinen, weiß der neutestamentliche Sänger, daß alles Gericht dem Sohne übergeben und alles Heil der Völkerwelt in ihm beschlossen ist. Drum alles darauf ankommt, „daß Jesus Christus Heil und Stärk bekannt den Heiden werde und sie zu Gott bekehre." Der Herr Christus aber steht

hier nicht nur als Richter, sondern auch als der Hirt und Wirt der Völker da, der sie weidet mit seinem Wort. So erhält jener Psalm seine rechte evangelische Erfüllung in der zweiten Strophe:

So danken Gott und loben dich
Die Heiden über alle,
Und alle Welt die freue sich
Und sing mit großem Schalle,
Daß du auf Erden Richter bist
Und läßt die Sünd nicht walten,
Dein Wort die Hut und Weide ist,
Die alles Volk erhalten,
In rechter Bahn zu wallen.

Gottes Wort also ist für Luther das eigentlich Völker erhaltende, das die Völker konservierende und verjüngende Lebenselement.

Nach der Vorlage von Psalm 124 entstand das Lied **„Wär Gott nicht mit uns diese Zeit,"** zuerst in J. Walthers Gesangbuch, Wittenberg 1524. Es giebt die Worte des Psalms getreuer wieder als J. Jonas in seinem, nach demselben Psalm gedichteten Liede (Wackernagel K.-L. III, nr. 62) „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält" und ist eine der vortrefflichsten Umkleidungen von Psalmen überhaupt. Auch dies Lied Luthers ist ein Zeugnis von der weltüberwindenden Macht des Glaubens eines armen Häufleins, das allem Vertrauen auf Menschen gründlich entsagt hat und als rechtes Israel seine Hülfe allein auf den Namen des Herrn setzt: ein Nacherleben jenes Psalms im eigentlichen Sinne bis zu dem Schluß, mit welchem Kaspar Aquila (Superintendent zu Salfeld) den unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen nach der Schlacht bei Mühlberg 1547, in der er gefangen wurde, tröstete, daß er noch einmal werde rufen:

Strick ist entzwei
Und wir sind frei,
Des Herren Namen steht uns bei,
Des Gotts Himmels und Erden.

Am 12. Mai 1552 sang es der Kurfürst wirklich bei der Entlassung aus seiner Haft.

Wie in unsern alten Volksgesängen immer die Erlebnisse des Volks, seine Leiden und Freuden die historisch-epische Grundlage bilden, so die der Kirche die Grundlage eines großen Teils der Lieder Luthers. Und wie der Volkssänger dort nur der Mund seines Volkes ist und mit seiner Person hinter seine Darstellung völlig zurücktritt, so ists auch hier. Dies episch große Zurück-

treten der Person des Dichters ist eine der wesentlichsten Eigentümlichkeiten der Lutherschen Poesie, selbst da, wo diese die Erfahrungen der Kirche nicht direkt zu ihrem Gegenstande hat und ein Hervortreten des Dichters sonst nahe läge.

So ists z. B. in Luthers unvergänglichem **Hausstandsliede über Psalm 128:**

Wohl dem, der in Gottes Furchte steht
Und auch auf seinem Wege geht.
Dein eigen Hand dich nähren soll,
So lebst du recht und geht dir wohl.

Wie man sich bei jüdischen Hochzeiten dieses Psalms bediente, so wurde die Luthersche Umdichtung seit ihrem Bekanntwerden (1524) oft bei Hochzeiten gesungen, ein Beweis, daß das schlichte, in 5 vierzeiligen Strophen gedichtete Lied das Herz des Volkes erfaßt hatte. Das Volk versteht es, was es heißt: der eignen Hände Arbeit Frucht genießen. Es ist bemerkenswert, daß Luther schon jetzt den Ehe- und Hausstand als den rechten gottgewollten Segensstand preist. Der Mann, der ebenso fest gegründet im Worte Gottes wie im Leben seines Volkes dastand, giebt diesem Volke, das von jeher schon nach dem Zeugnisse des Tacitus, vor anderen Völkern ein Familienvolk war, ein ebenso schlichtes wie herzerquickendes Bild eines christlich-deutschen Ehe- und Hausstandes. „Getraute Treu" ist die Voraussetzung dieses Liedes mit dem Bilde des christlichen Hauses, in welchem nicht nur kirchliche Sitte wohnt, sondern auch das Glück der Stadt Jerusalem d. h. hier das Gedeihen der Kirche auf betenden Händen und Herzen getragen wird, des christlichen Hauses, dessen höchste gemeinsame Dankesfreude dann erblüht, „wenn Israel Friede findet." Und dies Bild des deutschen Psalmisten ist nachher in seinem eigenen Hause eine geschichtliche Wahrheit geworden. Es zeigt uns dies Lied recht eindringlich, wie innig Familie und Kirche sich durchdringen sollen und wie sie aufeinander angewiesen sind. Das ist ja auch der tiefere Sinn des deutschen Sprichworts: „Ehelosigkeit ist die größte Ketzerei" und „der Ehestand ist der heiligste Orden." Insbesondere ist unser Volk eben als Familienvolk von Gott von vornherein angelegt, ein wahrhaft kirchliches Volk zu werden. Von da begreift sichs auch, wie verhängnisvoll es gerade für unser Volk ist, wenn der Bau, an dem es 1100 Jahre lang gearbeitet und gebaut hat, durch die „Civilehe" des Staats und der Polizeikirche untergraben wird. Wird die An-

erkennung, daß in einem Christenvolke keine Ehe eine rechte Ehe sei, wenn sie nicht eine christliche ist, nachdem man an der Einführung der kirchlichen Trauung 1100 Jahre mit Ernst gearbeitet, im Volke verdunkelt, so sinken wir nicht sowohl auf, als vielmehr unter den Standpunkt unserer heidnischen Altväter zurück: das Volk hört nicht nur auf, ein kirchliches, sondern auch ein Familienvolk zu sein. Modernes Heidentum ist tausendmal schlimmer, als das alte naive. Familie und Kirche sind zumal auf deutschem Boden unzertrennbar. Von daher begreift sich erst voll der Beruf Luthers, der mit seiner Bibelübersetzung, mit seinem Katechismus und seinem Liede gleichmäßig der Familie, dem Volk und der Kirche diente, wie er denn in allen diesen göttlichen Lebensordnungen und Lebensgemeinschaften feststehend, nicht nur mit keiner derselben jemals brach, sondern vielmehr in festem Anschluß an ihre Grundlagen, ihren gottgegebenen Lebensgeist zur rechten Evolution brachte, so daß ihm alle diese Kreise, die ja überhaupt nicht auseinander liegen, die größte Bereicherung und Vertiefung verdanken. Das bezeugt unter anderm auch das vorliegende Lied, in welchem der Familie ihr göttlicher Adel gezeigt wird.

Das letzte der Lutherschen Psalmlieder ist „ein Lied von der christlichen Kirche über den 46. Psalm," dieses Siegeslied für eine wunderbare und großartige Errettung. Es ist das Deus noster refugium et virtus des Psalms auch hier nur das poetische Motiv zu dem mächtigsten Streit-, Trost- und Triumphlied der Kirche, zu dem Heldenliede **„Ein feste Burg ist unser Gott"** geworden, das auch in so fern einzigartig dasteht, als es aller Verwässerungskunst bis dahin siegreich widerstanden hat. Die Zeit der Entstehung des Liedes fällt sicherlich zwischen 1527—1529. Die Annahme, daß Luther sein Heldenlied, die großartigste Behandlung des Psalmworts V. 11: „Seid **stille** und erkennet, daß ich Gott bin" — erst 1530 zu Koburg während des Augsburger Reichstages gedichtet, hatte schon Ph. Wackernagel aufgegeben. Man vermutete dann, daß das Lied schon in einem 1528 bei Hans Weyse in Wittenberg gedruckten Liederbuche enthalten sein könne, aber es ist fraglich, ob dies Buch überhaupt zustande kam, da Luther nur geäußert hat, daß Weyse ein Gesangbuch drucke. Es findet sich zuerst in den „Geistlichen Liedern auffs new gebessert zu Wittemberg. D. Mar. Luther. M. D. XXIX." Vgl. oben S. 111.

Obwohl sich noch kein Exemplar dieser Lieder wieder aufgefunden hat, so wissen wir doch von dem Inhalt dieses Gesangbuchs durch G. E. Waldau in Nürnberg, der im Journal von und für Deutschland 1788, 2, 328 f. den Titel gab und hinzufügte, daß er „diese seltene Kleinigkeit selbst besitze.“ Sie sei in Sedezform gedruckt, der Titel stehe in einer Einfassung. Nach dem Titel folgt erstlich eine neue Vorrede Martin Luthers, darauf die alte. Der Lieder selbst sind 54. Den Anfang machen die älteren lateinischen, von ihm ins Deutsche gebrachten Lieder, sodann kommen etliche Psalmen, durch Martin Luther zu geistlichen Liedern gemacht. Unter diesen steht nun Blatt F i i j unter der Aufschrift: Der xxxxvi Psalm, Deus noster refugium et virtus, das Lied Ein veste Burg ist u. s. w. — Auf dem letzten Blatte steht: Gedruckt zu Wittemberg durch Joseph Klug 1529. Nur das eine Lied ist nach seinem Anfange von Waldau genannt; welche Lieder Luthers außer diesem neu hinzugefügt sind, ist nicht zu bestimmen.

Obwohl nun das Lied erst in diesem 1529 erschienenen Gesangbuch nachgewiesen werden kann, so ist damit doch die Annahme einer früheren Entstehungszeit selbst noch durchaus nicht widerlegt. Abgesehen davon, daß das Lied, welches 1529 gedruckt erscheint, recht wohl schon vorher gedruckt gewesen sein kann, zumal dies Gesangbuch laut dem Titel geistliche Lieder, „aufs neu gebessert,“ bringen will, wird man sich Entstehung und Druck des Lieds um so weniger als gleichzeitig zu denken haben, wenn man auf den Inhalt des Liedes sieht, in welchem sich offenbar die Resultate großer und schwerer Erfahrungen zusammendrängen. Große und schwere Erfahrungen aber, wie sie hier im Hintergrunde stehen, bot insbesondere die Zeit vom Ende des Jahres 1527, jene Zeit großer äußerer und innerer Anfechtung. War doch das Jahr 1527 ein rechtes Leidensjahr, welches zunächst für Wittenberg die Pest brachte. Luthers eigenes Haus glich nach einem Briefe an Amsdorf vom 1. Nov. einem Spital. Für seine Frau, deren Niederkunft täglich erwartet wurde, wie für sein Söhnchen, das 12 Tage keine Nahrung nahm, fürchtete er. „Ich, der ich bisher alle andern zu trösten pflegte, bin selbst alles Trostes bedürftig. Von außen Kämpfe, von innen Ängste. Christus sucht uns heim. Der einzige Trost, den wir der Wut Satans entgegen halten, ist der, daß wir das Wort Gottes haben, um die Seelen der Gläubigen zu retten, wenn er auch ihre Leiber verschlingt.“ Dazu kamen andere Leiden.

Leonh. Kaiser, früher Vikar in Waltzenkirchen und dann 2 Jahre in Wittenberg, wurde auf einer Reise zu seinem todkranken Vater in Passau gefangen gesetzt und dann am 16. Aug. 1527 verbrannt. Luther ließ die Geschichte desselben in Druck ausgehen und schrieb dabei an Michael Stiefel u. a.: „Er heißt billig Kaiser, denn er hat den überwunden, dessen Gewalt so groß ist, daß ihr keine auf Erden verglichen mag werden." Ebenso erließ Luther im Jahre 1527 eine Trostschrift an die Christen zu Halle über den Tod ihres Predigers M. Georg Winkler von Bischofswerda, welcher daselbst angefangen hatte, das Evangelium zu predigen und das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu reichen, deshalb aber vom Erzbischof Albrecht von Mainz nach Aschaffenburg gefordert und unterwegs von Meuchelmördern erstochen worden war. — Die „groß Macht und viel List" des Feindes hatte sich in beiden Fällen recht gezeigt. Viel eigene Krankheitsnot kam dazu, wie denn eine Stockung des Bluts in der Gegend des Herzens Luther sehr ängstete und beinahe umbrachte.

Weit schwerer aber waren die Anfechtungen, über welche Bugenhagen und Jonas einen ausführlichen Bericht aufgesetzt haben. Doch schrieb Luther zu derselben Zeit in der Auslegung von Jerem. 23: „Christus ist allewege in der Schlacht und im Werk, schlägt sich ohne Unterlaß mit den Feinden, sie legen sich wohl wider ihn, aber zuletzt gewinnt er. Gott sei Dank, der uns allezeit das Feld behalten hilft in Christo." Er redet hier gegen die, welche sich besorgen, das Evangelium werde untergehen.

Gerade gegen diese Sorge, welche im Jahre 1527 so viele Gemüter ängstete, scheint das Lied mit seinem Motiv aus Psalm 46 gedichtet zu sein, das Lied, „vor dem auch die Teufel fliehen müssen." Gleich die erste Zeile ist in Wort und musikalischem Ton der Ausdruck einer apodiktischen Gewißheit. Die Melodie ist mit dem Liede aus einem Guße. Man hat sie für die römische Kirche in Anspruch nehmen wollen, indem man sie auf das Graduale romanum zurückzuführen suchte. Daß Luther aus demselben bewußt wie unbewußt musikalische Nahrung genommen, versteht sich von selbst, daß es aber bei diesem Liede höchstens zerstreut liegende Motive des Graduale romanum sein können, welche Luther in der Erinnerung lagen, hat zuletzt noch Köstlin gezeigt (a. a. O. 313 f.). Nach dem Zeugnisse des Chytraeus ist diese, die stolzeste Sieges-

gewißheit des Glaubens atmende Melodie zugleich mit dem Liede entstanden; er preist den zuversichtlichen, erhebenden, begeisternden Eindruck, den sie auf das Volk mache. Und Selnecker sagt in seiner Lebensbeschreibung Luthers: „Auch die bösen Geister zittern und fliehen, wenn sie diesen herzlichen Gesang hören singen,“ und führt zur Bestätigung das Beispiel einer besessenen Person an, die durch wiederholtes Anhören desselben zu jedermanns Verwunderung von ihrer Plage befreit worden sei. Und in der That faßt hier Luther den evangelischen Glauben in seine machtvollsten Worte und doch bleibt er auch da der echte epische Dichter, der das ausspricht, worin alle einig sind. Hier ist Luther in seiner mächtigsten Gestalt, der rechte evangelische Gideon, welcher seiner Kirche Burg, Wehr und Waffen, wie anderseits des alt bösen Feindes Ernst, Macht, List wohl kennt; der evangelische Gideon, der angesichts der grausamen Rüstung des Altfeindes in völliger großartiger Verzichtleistung auf menschliche Kraft, alle eigenen Waffen niederlegt, um dann gleich einem Apostel Paulus in das Zeughaus Gottes zu gehen und von da sich die allerschneidigste Waffe, das Schwert des Geistes, das da durchdringt bis ins Mark, das Wort Gottes, hervorholt, Christum an die Spitze stellt und nun schon vor der Schlacht seinem Volke die volle Siegesgewißheit einflößt. Der Feind ist ihm schon gericht't. Der Kampf, den es gilt, ist ja ein Gotteskampf, der in seinem schließlichen Ausgange trotz einzelner scheinbarer Niederlagen nicht zweifelhaft sein kann; der Feind ist schon von Gott gerichtet, ist innerlich geschlagen und muß wohl oder übel das Panier des Worts stehen lassen. Auf ihm und in den Massen, die er führt, liegt Todesahnung und Schrecken, — hier bei dem kleinen Häuflein derer, die Herz und Hand in Gott gestärkt, ist Siegesgewißheit und Triumph in dem Bewußtsein: Gott mit uns.

Die erste Strophe zeigt uns die feste Burg mit guter Wehr und Waffen und ihr gegenüber den altbösen Feind mit seiner Macht, List und Rüstung und dazwischen das kleine Häuflein in seiner Not. Die zweite Strophe enthält das Bekenntnis der eigenen Ohnmacht dieses Häufleins, die völlige Verzichtleistung auf eigene Kraft einerseits, und andrerseits zeigt sie uns den rechten Mann, der nun an die Spitze der kleinen Schar tritt, mit dessen Namen nun das siegreiche Panier entfaltet wird. Die dritte Strophe bezeugt die Wirkung und den Erfolg der Entfaltung

dieses Paniers. Es ist ein völliger Umschlag eingetreten. Das vorher ohnmächtige Häuflein steht da als eine kampffreudige, siegesgewisse Schar, die zwar die Macht und List des Feindes keinen Augenblick unterschätzt, ihn aber, wie sauer (d. h. widrig gestimmt), er sich stellt, doch schon gerichtet und durch ein Wörtlein geschlagen weiß.

Die vierte Strophe endlich zeigt uns die kleine Schar, wie sie den Sieg in Händen, sich immer fester um das Panier des Worts schart, das der Feind stehen lassen muß. Von diesem Panier aus, mitten auf dem Plan, stärkt Jesus Christ mit seinem Geist und Gaben die Kämpfenden ringsum, welche die Güter dieser Welt freudig in die Schanze schlagen. Diese Güter, wie sie von kurzer Dauer sind und nicht wert der Herrlichkeit, um die man kämpft, werden in lauter einsilbigen Wörtern und in überraschender Kürze genannt: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib." Ein heldenmütig entsagendes „Laß fahren dahin" tönt ihnen nach und nachdem in dem ganzen Liede mit seinen energisch kurzen bedeutsamen Wortformen Schlag auf Schlag gethan, klingt es in hoher Einfachheit und ruhiger Majestät aus in dem festen, aus gesichertem Besitz heraus gesprochenen Triumphwort: das Reich muß uns doch bleiben. Der auf Erden seines gleichen nicht hat, ist besiegt. Die feste Burg steht unbezwungen, ungebrochen da und das Völklein in guter Wehr und Waffen hat das Feld behalten. Das ist das Lied voll wunderbarer, gottgewirkter Energie, von nie alternder Kraft, ein Lied wahrer Geschichte voll, das man, so oft es auch gesungen wird, sich doch nie müde singt, das heute nach fast vier Jahrhunderten noch ebenso frisch, noch ebenso ermutigend, alle Verzagtheit in Freudigkeit verwandelnd erklingt, wo es in dem Geiste und in dem Glauben gesungen wird, dem es entstammt. Das Lied ist nämlich herausgesungen aus dem unmittelbaren Bewußtsein der Gottesnähe, aus dem festen frischen, freudigen Wesen, welches das Erbteil derer ist, die unter den Siegesfahnen des Auferstandenen stehen und die eben darum und nur darum ohne alle thatenlose lähmende Furcht auch als kleines Häuflein siegesmächtig und unbezwinglich sind. Eine vorzügliche Auslegung des Liedes gab einst Mathesius (im Diluvium). (Dazu: Ausführliche Historien und Erklärung des Heldenliedes Lutheri: Eine feste Burg ist unser Gott! von Peter Busch. Hannover 1731.)*)

*) Ins Niederdeutsche wurde das Lied 1531 übertragen (im Rigaschen,

Als Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz gefragt wurde, warum er keine Festungen in seinem Lande anlege, antwortete er: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen; so haben wir getreue Unterthanen und im Falle der Not eine Anzahl von Kriegsleuten, die nicht allein mit Wehr und Waffen, sondern auch und vornehmlich mit dem Gebet unsern Feinden widerstehen können." Und als Melanchthon und J. Jonas nach der Schlacht bei Mühlberg aus Wittenberg verbannt, nach Weimar kamen, war ihr erster Trost das Lied „Ein feste Burg" aus dem Munde eines Kindes. So haben noch viele Tausende bis ins Mark die Gewalt des Liedes erfahren, dessen Worte lauter kurze Schlagworte sind und ebensoviel Schläge auf das Haupt des Feindes. Ja hier ist der Wundergeist und die Freudigkeit, welche Mathesius an Luther bewunderte; hier wird man erinnert an die Darstellung, welche Cyriakus Spangenberg in einer Predigt über dies Lied von Luthers Persönlichkeit giebt: „Wenn ich Dr. Luther sel. Gedächtnis vor 23 Jahren zu Wittenberg etwan gehen sah, da dünkte mich gleich, als sähe ich also ein groß gewaltig, wohlgerüstet Streitschiff, das unter die Feinde auf dem ungestümen Meere dieser Welt getrost und unverzagt hineinsetzet, alles verjagt und erlegt und mit fröhlichem Triumph den Sieg herwieder brächt, denn durch den Glauben an Jesum Christum hat dieser heilige Mann alle seine Widersacher überwunden."

Das sind die Psalmlieder, welche Luther als neue Lieder im deutschen Volkston und aus dem evangelisch deutschen Geiste herausgesungen.

Vier andere Lieder lehnen sich noch an biblische Worte direkt an, zunächst das schöne **„Mit Fried und Freud ich far dahin,"** das Nunc dimittis des Altvaters Simeon Luk. 2, 30—32, diese allerheiligste der Doxologien der ganzen heiligen Schrift, zuerst in Walthers Gesangbuch, Wittenberg 1524, später 1542 unter die

---

sowie im Slüterschen Gesangbuche), dann ins Dänische 1536, später ins Lateinische durch Wolfgang Ammonius (1571), endlich auch ins Griechische und Hebräische. Der luth. Theolog Dr. Pick in Alleghani in Nordamerika besitzt eine lateinische Übersetzung vom Jahre 1578, eine griechische vom Jahre 1648, eine französische von 1722, dazu 51 Übersetzungen in englischer Sprache, unter ihnen auch eine von dem Dichter Longfellow. Gesungen wird das Lied in nicht deutscher Sprache in Wales, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Island, Lithauen, Livland, Rußland, Polen, von den Wenden in der Lausitz, in Böhmen, Ungarn, Finnland, Lapland, Esthland, in Italien, Spanien, selbst in Indien und Afrika. (Vgl. Evang. Kirchenzeitung von Zöckler 1889, nr. 3, S. 54.)

6 Begräbnislieder aufgenommen, niederdeutsch im Speratusbuch 1526 und im Rostocker Gesangbuch 1531. Die Melodie ist von Luther selbst. Das Lied, welches zu Speners Lieblingsliedern gehörte, aus der Freude über Christi Sieg über den Tod gedichtet, atmet den Frieden Gottes, der das Herz getrost, sanft, stille macht und Todesfurcht vertreibt. Dazu hat es auch sichtbare Erfolge aufzuweisen, wie es denn die Stadt Soest 1534 für das Evangelium gewann. Dort sang es der Führer der Evangelischen auf der Richtstätte, der Gerber Schlachtorp, der wegen seines freimütigen Bekenntnisses vom katholischen Stadtrat gefangen und verurteilt war. Der Scharfrichter traf nicht den Hals, sondern den Rücken, Schlachtorp entriß ihm das Schwert; das Volk befreite ihn, der Rat mußte flüchten, Schlachtorp starb an der Wunde, aber auch aus seinem Blut kam reiche Saat für die Kirche, die Stadt ward evangelisch.

Die Oldenburger sangen es auf ihren Knien vor der Schlacht bei Drakenburg 1547; in Überschwemmungen und Verfolgungen ward es ein Trost und Rettungsanker, wie im Jahre 1613 im Weimarschen. Der Domprediger Phil. Hahn zu Magdeburg schrieb das Lied in seine Kirchenpostille und fügte die Bitte hinzu: Lieber Herr Christe, verleihe mir auf dies Lied zu sterben, eine Bitte, die ihm gewährt ist. (Vgl. Danneil, Luthers Lieder, Frankfurt 1883.) Wer aber zählt die Sterbenden alle, die sich im letzten Stündlein damit getröstet und erquickt haben!

Das andere jener vier Lieder ist das deutsche Sanctus, beim heiligen Abendmahl nach Jesaj. 6, 1—4: „**Jesaja dem Propheten das geschah**, daß er im Geist den Herrn sitzen sah," zugleich mit der Melodie zuerst in der Schrift „Deutsche Messe und ordnung Gottes Diensts." Wittenberg 1526. Die Motive der Melodie sind dem Sanctus der Messe de angelis des Graduale romanum entnommen. Das Lied ist, dem mysterium tremendum entsprechend, von hehrer Einfachheit, und wahrt die volle Majestät des prophetischen Gesichts, ohne auch nur ein unnötiges Wort hinzuzufügen und atmet die ewige Ruhe des Himmels mitten im „großen Geschrei" des Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth.

Das dritte jener Lieder ist das im echten Ton des Volksliedes beginnende „**Sie ist mir lieb, die werte Magt,**" ein Lied von der heiligen christlichen Kirchen, nach Apok. 12, 1—6, zuerst im Klugschen Gesangbuch von 1535 und da noch ohne Melodie,

später mit der des alten Volksliedes „Ach Lieb mit Leid, wie hast Dein Bescheid." In diesem Liede Luthers klingen die edelsten Töne des deutschen Minnegesangs wieder, ja in ihm erscheint Luther selbst als Dichter der „hohen Minne", wenn er singt:

Sie ist mir lieb, die werte Magt*)
und kann ihr nicht vergessen.
Lob, Ehr und Zucht man von ihr sagt,
sie hat mein Herz besessen.
Ich bin ihr hold
und wenn ich sollt
groß Unglück han,
da liegt nicht an:
sie will mich des ergetzen
mit ihrer Lieb und Treu an mir,
die sie zu mir will setzen
und thun all mein Begier.

Ists nicht, als hörte man einen Walther singen: Der alsô guotes wîbes gert als ich dâ gêr, oder:

Wôl mich der stunde, daz ich sie erkande,
diu mir den lîp und den muot hât betwungen,
sît deich die sinne sô gar an sie wande,
der sie mich hât mit ir güete verdrungen,
daz ich gescheiden von ir niht enkan u. s. w.

Und wie das echte Minnelied den Namen der Geliebten nie nennt, so nennt ihn auch Luther, der Sänger der Gottesminne, nicht, aber indem er ihre Krone und ihr Kleid beschreibt und sie dann die Braut des Herrn nennt, ersteht vor unserer Seele das Bild der Kirche, der Gemeinde, von der Luther (in der Vorrede zu den Büchern Salomonis, 1524) sagt: „Er küsset und herzet seine liebe Braut mit seinem Worte, das ist seines Mundes Kuss."

Am spätesten von diesen Liedern erschien das **„Vater unser im Himmelreich,"** nämlich in dem Valten Schumannschen Gesangbuch, Leipzig 1539, nachdem es in demselben Jahre kurz vorher auf einem fliegenden Blatt gedruckt war. Luther soll, wie Riederer in seiner „Abhandlung von Einführung des teutschen Gesangs," Nürnberg 1759, bemerkt, die Bearbeitung des Vaterunsers darum so verhältnismäßig spät vorgenommen haben, weil bereits einige andere Lieder darüber vorhanden waren. Die Überschrift lautet: „Das Vaterunser, kurz und gut ausgelegt, und in gesangweise gebracht, durch D. Martin Luther." Es konnte, meint Riederer, mit Wahrheit gesagt werden, daß in diesem Liede das Vaterunser kurz und gut ausgelegt worden sei, und ist gewiß eins der kernhaftesten und kräftigsten Lieder Lutheri, welches auch von andern mit den schönsten Lobsprüchen überhäuft und überaus wohl auf-

*) Magt mhd maget, meit: Jungfrau, zumal die reine, daher mit Vorliebe von der Jungfrau Maria gebraucht.

genommen worden. Im Jahre 1682 erschien in London ein Gesangbuch: The whole Book of Psalms collected, darin auch eine englische fast wörtliche Übersetzung des Liedes, ohne daß aber Luthers Name genannt wird. Spangenberg berichtet in seiner Cithara Lutheri 1570 von einem frommen Senior (der in margine genannt wird Joannes Weise, Baccalaureus Coloniensis, Civis Querfurtensis), der sich in den letzten Jahren seines Lebens zur evangelischen Kirche begeben und zu ihm gesagt habe: Wenn D. Luther nicht mehr gethan hätte, denn daß er nur das Vaterunser, wie wirs singen, in Gesangweise gebracht, so hätte er doch alleine damit eine nützere und bessere Arbeit gethan, denn alle Schulskribenten und andere Gelehrte im ganzen Papsttum mit allen ihren großen Büchern und Kommenten, dafür ihm auch die ganze Welt nicht genugsam danken könnte.

Auch in katholische Gesangbücher ward das Lied aufgenommen, z. B. in das Mainzer, 1679. In den reformierten Gesangbüchern ward der Anfang des Liedes in „Unser Vater im Himmelreich" abgeändert. Die Verbreitung des Liedes ward bald nach seinem Erscheinen eine allgemeine. Ob die Melodie, dorischer Tonart, von Luther herrührt, oder von ihm nur berichtigt ist, bleibt zweifelhaft. Bekannt ist, daß er nach einer Melodie suchte, aber keine fand, die ihm genügt hätte. Ein noch vorhandener Entwurf der Melodie von Luthers Hand läßt erkennen, wie sorgfältig er daran geformt und gebessert hat. Vgl. Fischer, Kirchenlieder II, 293.

## 4. Luthers Katechismuslieder.

Es sind nicht etwa darum Katechismuslieder, weil sie demonstrieren und lehren wollen — Lehrhaftigkeit ist überall der Tod aller Poesie — sondern weil sie die einfachen Katechismuswahrheiten als Realitäten und Thatsachen bezeugen und bekennen. Das thun sie in frischem einfachem Ton und raschem Gang. Das erste derselben ist das Lied: **„Dies sind die heilgen zehn Gebot,"** es stammt wohl schon aus dem Jahre 1524. Die Melodie, welche Joh. Walther in den Kirchengesang einführte, ist die volkstümliche Weise des alten Bittfahrtenliedes „In Gottes Namen so faren wir," die schon Gottfr. v. Straßburg kannte und die am 2. Juli 1298 als Schlachtlied vor der Schlacht am Hasenbühl angestimmt wurde. Von alters her wurden die zehn Gebote in verschiedenen Bearbeitungen in der Kreuzwoche nebst andern Gesängen als Bitt-

fahrtslieder gebraucht. Luthers Bearbeitung war für den Gebrauch im Gottesdienst bestimmt.

Zu dieser längeren Bearbeitung der zehn Gebote fügte Luther schon 1524 die kürzere: „**Mensch, willtu leben seliglich.**“ Das dritte der Katechismuslieder ist die Bearbeitung des Symbolum apostolicum: „**Wir gläuben all an einen Gott.**“ Nach den Kirchenversammlungen zu Nicaea (325) und zu Konstantinopel (381) war das Credimus in unum deum, das der Priester intonierte, worauf der Chor fortfuhr: patrem omnipotentem, der wichtigste Teil des Gottesdienstes geworden. Zu der Zeit des Bischofs Ambrosius von Mailand († 397) ward das nicäisch-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis in einen Gesang umgesetzt, der mit den Worten Patrem credimus begann. Dies Lied wurde schon im 15. Jahrhundert verdeutscht. Luthers Bearbeitung erschien zuerst im Jahre 1524 und fand schnell Eingang im deutsch-evangelischen Gottesdienste. Luther ordnete 1526 in der „deutschen Messe“ an: Nach dem Evangelio singt die ganze Kirche den Glauben zu deutsch: „Wyr glauben all an eynen Gott.“ Danach ward das Lied in vielen Gemeinden seit 300 Jahren sonntäglich im Gottesdienste gesungen, während in anderen statt dessen der Pastor das apostolische, oder das Nicäische Glaubensbekenntnis betet. Die schwedische Kirchenordnung vom Jahre 1687 schrieb vor, daß die ganze Gemeinde aufstehen sollte, sobald das Patrem angestimmt würde. Hier und da ward es als Begräbnislied gesungen, wie am 9. Mai 1525 beim Begräbnisse des Kurfürsten Friedrichs des Weisen, auf Grund des Bekenntnisses „Das Fleisch soll auch wieder leben.“ Und wie Hieronymus von Prag, als er 1416 zu Kostnitz verbrannt wurde, das lateinische Glaubensbekenntnis betete, so sangen die zwei Brüder, welche 1585 zu Mecheln als Bekenner der evangelischen Lehre verbrannt wurden: „Wir glauben all an einen Gott.“ (Vgl. Danneil a. a. O. 42.) Die Melodie ist nicht von Luther, sondern findet sich schon in einer Handschrift der Breslauer Universitätsbibliothek vom Jahre 1417; sie stammt von Nikolaus von Kosel und stimmt mit der jetzt noch üblichen überein. (Vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes. 3. Ausg. S. 259.)

Im Jahre 1541 dichtete Luther für den Gottesdienst am Sonntage nach Neujahr, dem S o n n t a g e d e r T a u f e (die Episteln auf diesen Sonntag sind verschieden: Tit. 3, 4—7 handelt

von der Wassertaufe; 1 Petr. 4, 12—19 von der Geistestaufe; 1 Petr. 3, 20—22 von der Bluttaufe) das Lied **„Christ unser HERR zum Jordan kam;“** „ein geistlich Lied von unser heiligen Tauf, darin fein kurtz gefasset, Was sie sei, Wer sie gestiftet habe, Was sie nütze.“ (Zuerst im Klugschen Gesangbuch 1543.) Es hat die Melodie der alten Volksweise: Aus hartem Weh (in anderer Fassung: aus Herzensweh) klagt sich ein Held in strenger Hut verborgen, also zugleich die des herrlichen historischen Volksliedes über die Rückkehr des Herzogs Ulrich von Württemberg 1534:

Das Hirschhorn wieder grünet,
der Strauß ist Eisens satt,
die Feindschaft ist versühnet,
Gott ihm geholfen hat

(bei v. Liliencron IV, hist. Volksl., Nr. 449). Unser Tauflied nannte Cyriakus Spangenberg „eine kleine Taufpostille“. Man sieht auch hier so recht, welch eine That des persönlich gegenwärtigen Christus für Luther die Taufe ist. Schreibt er doch über die letzte Strophe u. a.: Es ist eitel Blut des Sohnes Gottes und eitel Feuer des heiligen Geistes, darinnen der Sohn durch sein Blut heiliget, der heilige Geist durch sein Feuer badet, der Vater durch sein Licht und Glanz lebendig macht, also daß sie alle drei persönlich gegenwärtig und zugleich einerlei göttlich Werk ausrichten und alle ihre Kraft in der Taufe ausschütten. — Das Sakrament des heiligen Abendmahls feierte er in dem Dankliede nach demselben **„Gott sei gelobet und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset“** (zuerst im Enchiridion 1524), einem dreistrophigen Liede, dessen erste Strophe er vorfand, wohl als einen bei Fronleichnamsprozessionen üblichen Vers, wobei das Volk sein Kyrieeleison sang. Die beiden andern Strophen dichtete er hinzu. In seiner Schrift „von der Winkelmesse und Pfaffenweihe“ 1533 sagt Luther: „Die Kirche oder gemeine Christen, so beide Gestalt nicht haben können empfahen, sind wohl zu entschuldigen, als die betrogen und verführt sind. Denn es ist gleichwohl der Glaube fest und rein blieben in der Kirche, daß Christus ein Sakrament eingesetzt und befohlen habe, seinen Leib und Blut zu empfahen allen Christen, wie das alles viel Lieder und Reime überzeugen, sonderlich durch das gemeine Lied:

Gott sei gelobet und gebenedeiet,
der uns selber hat gespeiset
mit seinem Fleische und mit seinem Blute.

Und danach:

Herr durch deinen heiligen wahren Leichnam
der von deiner Mutter Maria kam,
und das heilige Blut
hilf uns, Herr, aus aller Not.

Schon vor Luthers Zeit waren manche Zusätze üblich, welche er als unecht und unevangelisch verwarf. Die Melodie stammt wahrscheinlich ebenfalls aus dem weltlichen Volksgesange.

Endlich das dreistrophige Osterlied **„Jesus Christus, unser Heiland, der den Tod überwand“** (zuerst im Enchiridion 1524), kurz, kräftig und gedrungen, zumal die Schlußstrophe:

Tod, Sünd, Leben und auch Genad,
alles in Händen er hat,
er kann erretten
alle die zu ihm treten.
Kyrieeleison.

An diese sog. Katechismuslieder reihen wir

5. Die aus dem Lateinischen übertragenen Lieder.

1. **Die Litanei** (λιτανεια, supplicatio, flehentliche Bitte) wurde gesungen bei Prozessionen um die Befreiung von drohenden oder eingetretenen göttlichen Strafgerichten. Soll doch ihre Einführung in die abendländische Kirche durch ein zu Vienne stattgefundenes Erdbeben erfolgt sein, während sie im Morgenland schon seit Basilius dem Großen in kirchlichem Gebrauche stand. Die Gebetsrufe Kyrie eleison, Christe eleison, Kyrie eleison bilden den Kern, um den sich die besonderen Bitten gruppierten. Durch den Heiligendienst war die Litanei im Laufe der Jahrhunderte sehr verunstaltet und endlos gedehnt worden. Luther wußte dies „gemeine Gebet“ als valde utilis et salutaris wohl zu würdigen. Dem Bedürfnis des gemeinsamen gottesdienstlichen Gebets entsprungen, verlieh es obendrein dem Kultus durch seinen Wechselgesang zugleich einen edlen dramatischen Charakter. Indem Luther aber die Litanei der Gemeinde als Kirchengebet erhalten wissen wollte, mußte er sie evangelisch reformieren. Schon vor Luther gab es auch eine deutsche Litanei mit 110 Bitten „zu Gott dem Vatter den sterbenden in todesnöten tröstlich vorzusprechen und zu beten. Ausgegangen zu alten Münster MDXXiij.“ Wie diese beschaffen war, das zeigen u. a. die Anrufungen: „durch den Tod der unschuldigen Kinder, durch das Herzeleid der Eltern, da sie ihn

12jährig bis in vierten Tag verloren suchten; durch das Leben, die Lehre und Vollkommenheit seines Vorläufers Johannis — erbarm dich unser.“ So bearbeitete sie denn Luther neu in deutscher Sprache im Jahre 1529. Am 13. März 1529 schreibt er an Nikol. Hausmann: „Die Litanei kommt zu dir verdeutscht; sie scheint uns sehr nützlich und heilsam zu sein. Die Melodie pflegt, indem die Chorknaben vorsingen, am Mittwoch nach der Predigt in der Kirche von uns gesungen zu werden und erfreut das Volk sehr. Auf lateinisch singen wir sie im hohen Chor Sonnabends nach der Predigt nach einer anderen Melodie, die noch nicht gedruckt ist.“ Ein hochdeutscher Einzeldruck erfolgte schon 1530 „Teutsche Letaney, vmb alles anligen der Christlichen gemayn,“ dann in den „geistlichen Liedern“ Wittenberg 1531. In ihrem herrlichen Tonsatz gewann sie in den Landeskirchen allgemeinen Eingang. Man sang sie nicht nur in Nebengottesdiensten, zumal Mittwochs und Freitags, wie auch bei außerordentlichen Anlässen, z. B. mit Vorliebe in der Ordinationshandlung, sondern auch an den Sonntagen, wo keine Kommunion stattfand, wurde sie als das gemeine Gebet am Altar und in der Verbindung mit der sog. offenen Schuld gehalten, indem sie da den selbständigen feierlichen Altarschluß für den homiletischen Gottesdienst bildete. Die hohe und selbständige Bedeutung des gemeinen Kirchengebets fand da in der Form der alten Prosphonesen und Responsen wieder ihren vollen Ausdruck.

2. **Das Te Deum laudamus, „Herr Gott, dich loben wir,“** der herrlichste und berühmteste Hymnus der alten Kirche, den einst Ambrosius und Augustinus nach dessen Taufe in der Osternacht des Jahres 387 am Taufbrunnen stehend gesungen haben sollen, dem aber wahrscheinlich ein Hymnus der griechischen Kirche zu Grunde liegt. Daß Luther diesen Hymnus voll der tiefsten Anbetung und Freude, der nun 15 Jahrhunderte überdauert hat, der evangelischen Kirche in hochdeutscher Sprache erhielt, müssen wir ihm besonders danken. Es ist der gewaltigste Lobgesang, in welchem man einen großen Völkerchor zu hören glaubt, geheiligt durch ein mehr als tausendjähriges Herkommen des Gebrauchs, bei Fürstenkrönungen (schon bei Karls d. Gr. Kaiserkrönung 800), Kirchenversammlungen, Sieges- und Friedensfesten. Deutsche Übersetzungen gab es schon vor Luther, so eine fränkische aus dem Anfange des 9. Jahrhunderts „Thih Cot lopemes“. Luthers Be-

arbeitung erschien zuerst im Wittenberger Gesangbuch 1531, dann niederdeutsch im Rostocker (neu herausgegeben von Wiechmann-Kadow, Schwerin 1858) vom Jahre 1531. Die Melodie wird J. Walther zugeschrieben, ist aber ihrem Kerne nach wohl von gleichem Alter mit dem gewaltigen Liede, in welchem der Lob- und Triumphgesang der Engel im Himmel, der Propheten, Apostel und Märtyrer zusammenstimmt mit dem der „ganzen werten Christenheit" auf Erden, welche Christi herrliches Werk preist, ihm ihre eigene Sündennot an sein hohepriesterliches Herz legt und sich zuversichtlich in den Schoß seiner Gnade birgt mit dem Seufzer: „Auf dich hoffen wir, lieber Herr, in Schanden laß uns nimmermehr."

3. „**Verleih uns Frieden gnädiglich,**" das Da pacem, der feststehende Schlußgesang jedes evangelischen Hauptgottesdienstes, welches diesen vollständig und bündig macht. Es ist dies Bittlied um Frieden eine Bearbeitungder alten Antiphone pro pace nach II. Reg. 20, 19 aus dem Jahre 1529. Das Da pacem Domine wurde der Christenheit besonders lieb, und wer mag sagen, wieviel Kriege es schon aufgehalten und abgewendet hat? Weit entfernt, im Sinne der Gottesvergessenen und ihres après nous le deluge nur an die Gegenwart zu denken, ist es vielmehr der Ausdruck der Zuversicht, daß Gottes Gnade und Langmut noch eine Gnadenfrist stecken werde. Nach kurfürstlich sächsischer Kirchenordnung sollten die Schulmeister auf dem Lande täglich dreimal pro pace läuten d. h. die Gemeinde daran erinnern, daß sie das Da pacem beten sollten vor dem Erbfeinde der Christenheit, dem Türken. Die Braunschweiger Kirchenordnung, die Hamburger von 1529, die Lübecker von 1531, die Soester von 1532, die Braunschweig-Wolfenbüttler von 1543 erklären und empfehlen das Pacemläuten als feststehende kirchliche Sitte. Die letztere weist an „zu beten um ewigen Frieden, im Hof, im Garten, auf dem Felde und wo man nur Glockenklang höret."

4. „**Nu komm, der Heiden Heiland,**" das Adventslied „von der seligen Zukunft Christi," eine Übertragung des Ambrosianischen Veni redemptor gentium. Auch die Melodie ist der Weise des lateinischen Hymnus mit geringen Abänderungen entlehnt; schon im Erfurter Enchiridion 1524.

5. „**Der du bist drei in Einigkeit,**" Trinitätslied und Abendgesang, eins der spätesten Lieder Luthers, eine Bearbeitung des lateinischen Hymnus O lux beata Trinitas von Ambrosius,

dem auch die Melodie nachgebildet ist, zuerst in den „geistlichen Liedern" zu Wittenberg, gedruckt durch Joseph Klug, 1543. Wir haben, sagt Luther da, auch zu gutem Exempel in das Büchlein gesetzet die heiligen Lieder aus der heiligen Schrift, so die lieben Patriarchen und Propheten vorzeiten gemacht und gesungen haben, auf daß wir nicht als neue Meister allein angesehen werden in diesem Werke, sondern für uns aller Heiligen Exempel anzeigen können.

6. **„Christum wir sollen loben schon, der reinen Magd Maricen Sohn,"** ein Weihnachtslied, welchem der beliebte Hymnus des Caelius Sedulius in nativitate Domini: A solis ortus cardine zu Grunde liegt. Schon im 14. Jahrhundert gab es deutsche Bearbeitungen dieses Hymnus, so von Johannes, Mönch zu Salzburg († 1396): „Von anegenge der sunnen klar," ebenso von Heinrich von Laufenberg: „Ver von der sonne ufeganc." Luthers Bearbeitung ist ebenso fließend wie inhaltlich treu und im Ausdruck frei und schön. So wird das In obscuro stabulo et duro praesepio von Luther übersetzt:

Er lag im Heu mit Armut groß,
die Krippen hart ihn nicht verdroß;

oder das Angeli vigilibus nunciant pastoribus durch:

Den armen Hirten wird vermeldt
der Hirt und Schöpfer aller Welt.

Das Lied erschien zuerst im Erfurter Enchiridion 1524, niederdeutsch im Speratusbuch 1526 und im Slüterschen Gesangbuch 1531.*)

7. **„Komm, Gott Schöpfer, heiliger Geist,"** das gewaltige Pfingstlied, das Goethe mächtig erregte und entzückte, eine Verdeutschung des Hymnus aus dem 8. Jahrhundert In festo Pentecoste: Veni creator spiritus, den Kaiser Karl der Große gedichtet haben soll, früher im römischen Gottesdienst an allen drei Pfingsttagen früh um 9 Uhr gesungen, zu der Stunde, in welcher die Geistesausgießung am ersten Pfingstfeste erfolgte. Schon im 12. Jahrhundert wurde dieser Hymnus verdeutscht. Im 13. Jahrhundert fügte Johannes, der Mönch von Salzburg, seiner deutschen Bearbeitung die Worte hinzu: „Wer den Hymnus spricht bei Tag

*) Gottfr. Katzer, Drei Predigten über drei schöne Lieder: Christum wir sollen loben schon; Jesus Christus unser Heiland; Nu bitten wir den heil. Geist. Rostock 1695.

oder bei Nacht, dem mag keiner seiner Feinde sichtiger oder unsichtiger, nicht geschaden." Luthers Lied erschien zuerst im Erfurter Enchiridion 1524. Die gewaltige Melodie ist alt kirchlichen Ursprungs.

8. **„Was fürchst du, Feind Herodes, sehr, daß uns geboren Christ, der Herr,"** das Epiphanienlied, eine Verdeutschung des Hymnus von Caelius Sedulius (um 450) Herodes hostis impie, der aus der Schlußstrophe des längeren alphabetischen Hymnus In die Epiphaniae Domini: A solis ortis cardine besteht; zuerst im Klugschen Gesangbuch, Wittenberg 1543. Luthers Verdeutschung ist von jeher mit Recht gepriesen. Schon Avenarius († 1576) sagt: „Lutherus hat hierin ein rechtes Meisterstück bewiesen, angesehen er es nach dem Lateinischen sowohl übersetzet, daß es schwerlich auch der geschickteste Poet zu unsern Zeiten soll gleich thun." Und dennoch ist das schöne Lied heutzutage kaum noch im Gebrauch und von dem Liederschatz unserer Gesangbücher fast ganz ausgeschlossen. Das kleine, in epischem Tone vortrefflich gehaltene Lied lautet:

Was fürchstu, Feind Herodes, sehr,
daß uns geborn kommt Christ der Herr?
Er sucht kein sterblich Königreich,
der zu uns bringt sein Himmelreich.

Dem Stern die Weisen folgen nach,
solch Licht zum rechten Licht sie bracht,
sie zeigen mit den Gaben drei,
dies Kind Gott, Mensch und König sei.

Die Tauf im Jordan an sich nahm
das himmelische Gotteslamm,
dadurch, der nie kein Sünde that,
von Sünde uns gewaschen hat.

Ein Wunderwerk da neu geschah:
Sechs steinern Krüge man da sah
voll Wassers, das verlor sein Art,
roter Wein durch sein Wort draus ward.

Lob, Ehr und Dank sei dir gesagt,
Christ, geborn von der reinen Magd,
mit Vater und dem heilgen Geist,
von nun an bis in Ewigkeit.
Amen.

9. **„Jesus Christus, unser Heiland, der von uns den Zorn Gottes wand,"** das Abendmahlslied, das gleich nach seinem

Bekanntwerden (Erfurter Enchiridion 1524) allgemein aufgenommen wurde und bis ins vorige Jahrhundert hinein stehender Kommunionsgesang blieb, heutzutage nur hier und da noch gebraucht. Es ist „das Lied S. Joannes Hussen, gebessert," dem das lateinische Jhesus Christus nostra salus, Quod reclamat omnis malus zu Grunde liegt. Luthers Lied hat übrigens mit dem von Huß nur in der ersten Strophe einige Übereinstimmung, sonst verhält es sich selbständig. Es giebt wohl kaum eine tiefere, gründlichere und volksmäßigere Anweisung zum gesegneten Genusse des heiligen Abendmahls als dies schlichte tiefe Lied, das eine ganze Anzahl von sog. Kommunionbüchern reichlich aufwiegt.

Das sind die Lieder, in welchen sich Luther an alte lateinische Grundlagen anschloß. An diesen lateinischen Hymnen, soweit sie dem Evangelio gemäß waren, hatte er große Freude. „Wir behalten sie fest, sie gefallen uns von Herzen wohl." Wie auch sonst der wahre Dichter die Liederstoffe aus der Vergangenheit der Gegenwart zu neuem lebendigen Besitz darbietet, so vor allen Luther, der in seinem großen geschichtlichen Sinn wie nirgend, so auch hier nicht das Band mit der altkirchlichen Vergangenheit zerschnitt, sondern vielmehr festigte und so als der Mann des ökumenischen Berufs sich erweist, als gottgesandter starker Geist, im Bauen größer als im Niederreißen, der die evangelische Kirche in lebensvollem Zusammenhange mit der christkatholischen aller Zeiten erhielt. Hätte ers, wie man ihm vorwirft, auf Revolution und auf eigene Ehre abgesehen, so wäre er auch hier ganz anders verfahren. Aus den Psalmen war der älteste Gesang der Kirche hervorgegangen: zu den Psalmen führte er ihn wieder zurück, ohne die herrlichen lateinischen Hymnen und Sequenzen zu verschmähen. Das ist aber nicht Revolution, sondern wahre historisch-genetische Evolution. Er freut sich der alten lateinischen Gesänge, die er seinem Volk in deutscher Sprache erneuert und erweitert, treu und doch frei in den Schranken des Wortes Gottes darbietet, mit einer Freude, die an das Goethesche Wort erinnert: „Der holde Born, darin ich bade, ist Überliefrung, ist Genade." Wo nichts zu bessern war, da wurde nichts gebessert; wo es galt, dem Evangelium das Bett weiter zu graben, da geschahs und der Strom ging voll, stark und tief im reinen deutschen Reim, den er in ebenso natürlicher, wie festlich ernster Weise verwendet, den er aber gleich unsern besten Dichtern wie ein hemmendes Gewand abwirft, wenn große

Gedanken in voller Prägnanz hervortreten sollen. So ists natürlich, daß Luther in der Litanei den Reim verschmäht, um die vollen tiefen Glockenklänge der Gebetsrufe an das Ohr der Christenheit schlagen zu lassen. War sie ihm doch „das beste Gebet, so nach dem heiligen Vaterunser auf die Erde gekommen." Die durch Anrufung der Heiligen, durch Fürbitte für die Verstorbenen entstellte und nun von Luther in einer reinen, lateinischen und deutschen Form hergestellte Litanei trägt gleich den andern auf alter Grundlage gedichteten Liedern den vollen frischen Hauch einer neuen Schöpfung. Welch eine Kirchensprache und welch ein Kirchenstil, zumal in den Fürbitten für die Kirche!

Eine solche neue Schöpfung sind auch

### 6. die Lieder Luthers, welche auf älteren deutschen Strophen beruhen.

Für eine vorurteilsfreie Betrachtung erscheinen eben diese Lieder, wenn man die darin waltende Anlehnung und Neuschöpfung vergleicht, auch als Originallieder und Luther steht auch da, wo er sich an gegebene Grundlagen anschließt, als Vater des deutschen Kirchengesangs. Ein Beweis dafür ist gleich das Weihnachtslied **„Gelobet seist du, Jesus Christ,"** das zuerst auf einem fliegenden Blatt 1524 zu Wittenberg, dann im Enchiridion erschien. Die erste Strophe war schon vor der Reformation bekannt; sie findet sich im Psaltes ecclesiasticus 1550 als eine Strophe, welche „unsere Alten sungen". Schon um 1370 sang sie das Volk. Im Ordinarium inclitae ecclesiae Swerinensis, Rostock 1519, heißt es beim Officium am Christfeste: Populus vero Canticum vulgare „Ghelavet systu Jesu Christ" tribus vicibus subjunget, woraus man römischerseits mit Unrecht die Folgerung zieht, es seien deutsche Lieder längst vor Luther von der Gemeinde gesungen, während erst — und zwar ganz in Übereinstimmung mit dieser Nachricht vom Jahre 1519 — in den letzten zwanzig Jahren des 15. Jahrhunderts, also etwa 1480—1500 sichs urkundlich nachweisen läßt, daß eigentliche geistliche Lieder deutscher Sprache nur in Form von einzelnen Strophen im kirchlichen Gottesdienst vereinzelt Aufnahme fanden. Im Jahre 1492 verordnete die Synode des Bistums Schwerin, daß beim Hochamt als Responsorium ein lateinischer Hymnus oder ein deutsches Lied (carmen vulgare) von den anwesenden Geistlichen auf den Orgeln oder im Chor abgesungen werde. Das

Volk hatte an Festtagen hier und da, ohne lange zu fragen, deutsche Lieder angestimmt. Besonders waren es die geistlichen Spiele, in und außerhalb der Kirche aufgeführt, mit ihren eingelegten deutschen Liedern, welche diesen Übergang vermittelten, — eine Erscheinung, die man bei der Frage nach den ersten Anfängen des deutschen Kirchengesangs bis dahin durchweg unberücksichtigt gelassen. So zog man z. B. von dem in der Osternacht aufgeführten Osterspiel mit dem Liede: „Christ ist erstanden“ zur Kirche. Es ist ein alter Gesang, von dem ursprünglich wohl nur die erste Strophe allein bestand. Auch das Redentiner (Meklenburger) Osterspiel vom Jahre 1464 schließt mit der Aufforderung, dies Lied anzustimmen. (Vgl. meine Ausgabe, Bremen 1874, S. 384 f.) Eine große Anzahl lateinischer Agenden, die von 1480—1520 gedruckt sind, führen nur lateinische Lieder an und ausnahmsweise nur am Osterfeste auch das deutsche „Christist erstanden“, aber kein anderes deutsches Lied. Nur die bischöfliche Kirche zu Schwerin macht eine Ausnahme. In ihrem Kirchenbuche vom Jahre 1519 macht sie das Zugeständnis, daß am Christfeste das Volk das deutsche Lied „Ghelavet systu Jesu Christ“ dreimal angestimmt werden könne. Ein eigentliches Lied kann man die eine Strophe kaum nennen; sie ist ein Jubelruf, den dreimal zu erheben hier erlaubt wird. Diese Ausnahme, noch dazu in ihrer Beschränkung auf einen Jubelruf, bestätigt nur die Regel, nach welcher im Gottesdienst immer noch der lateinische Gesang blieb. Die Geistlichkeit fühlte sich nicht unabhängig genug und steckte noch zu tief in der Gewohnheit, um dem Drange des Volks nach deutschem Kirchenliede rückhaltlos entgegen zu kommen. (Vgl. Hoffmann v. Fallersleben a. a. O. 480.) Sonst war das 15. Jahrhundert außerordentlich fruchtbar an geistlichen Liedern, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst sich rasch verbreiteten, aber diese geistlichen Lieder waren durchaus keine Kirchenlieder und der Volksgesang geistlicher Lieder außerhalb der Kirche ist nicht mit dem in der Kirche zu verwechseln, wenn er ihn auch vorbereiten half, wie dies namentlich durch die geistlichen Spiele, die Weihnachts- und Osterspiele geschah.

Völlig dreist aber ist es, wenn römischerseits das Weihnachtslied „Gelobet seist du Jesus Christ“ als „unbestritten katholisch“ in Anspruch genommen wird. Das große katholische Gesangbuch von Corner 1625 nimmt sogar keinen Anstand, einige Strophen aus Luthers Liede wörtlich aufzunehmen. Das herrliche und hervor-

ragend deutsche Weihnachtslied mit seiner schlicht epischen Erzählung des Weihnachtswunders und seiner kindlich tiefen Anbetung desselben ist und bleibt Luthers Eigentum, ein Lied, zu dem „unsere Alten“ in der ersten Strophe nur den Ton angeschlagen haben, der dann in den vollen Jubeltönen echt evangelischer Heilsaneignung dessen, den aller Welt Kreis nie beschloß, mit dem „Das hat er alles uns gethan“ echt lutherisch ausklingt. In diesem Wort ist alle Weihnachtsfreude, aller Weihnachtsfriede verborgen. Das Wort für dich, für mich macht uns zu evangelischen Weihnachtskindern.

Das zweite Lied mit älterer deutscher Grundlage ist das **„Komm, heiliger Geist, Herre Gott.“** Das gewaltige kirchliche Pfingstlied mit seiner ebenso mächtigen altkirchlichen Melodie erschien schon im Erfurter Enchiridion 1524. Die erste Strophe war nach dem 1514 zu Basel gedruckten Plenarium oder Evangelienbuche schon vorhanden als Antiphona in vigilia Pentecostes:

Veni sancte spiritus,
Reple tuorum corda fidelium
Et tui amoris in eis ignem accende.
Qui per diversitatem linguarum cunctarum
Gentes in unitatem fidei congregasti.
Halleluia.

Das Baseler Plenarium enthält die Strophe in folgendem Wortlaut:

Kum heiliger geyst, herre gott:
erfüll vnß mit deiner gnaden gut,
deiner gläubigen hertz, mut vnd syn,
inbrünstige lieb entzünd in ihn
der du durch deines liechtes glast,
in einen glauben gesamlet hast,
das volck auß aller welt vnd zungen,
das sey dir, lieber herr zu lob vnd eer gesungen.
Alleluia. alleluia.

Luther fügte zwei Strophen hinzu, die aus einem Geiste und Gusse mit der vorhandenen Strophe gedichtet, der kirchlichen Bitte um das Kommen des heiligen Geistes erst biblischen evangelischen Vollgehalt und lyrische Vollendung gaben. Sein Lied hat jenen evangelischen Märtyrer Leonh. Kayser 1527 am 16. Aug. mächtig getröstet. Als er auf dem Scheiterhaufen stand, sangen es seine Glaubensgenossen auf seine Bitte. Nicht die Form des Plenariums mit den richtigen Reimen Glast und hast, sondern die von Luther

veränderte Strophe nahmen die Herausgeber des Mich. Veheschen Gesangbüchleins auf, da sie vom Plenarium wohl nichts wußten. Diese Fassung Luthers hat dann die katholische Hymnologie aufgenommen, als sei sie die ursprüngliche. (Vgl. Goedeke a. a. O. 38.) Die von Vehe oder seinen Genossen hinzugefügten Strophen wenden sich deutlich genug gegen Luther. Da lautet Str. 2:

O heylges liecht won vns bey
Mach vns aller blyntheyt frey
Laß vns durch keyn falschen scheyn
Abführen von den wegen dein
Behüt vns vor den Propheten
Die Gottes wort vnrecht deutten
Sein glauben mit mund bekennen
Vnd die kirchen doch zertrennen.

Auch dem Liede „**Nu bitten wir den heiligen Geist**“ liegt eine alte deutsche Pfingststrophe zu Grunde, die schon in einer Predigt des großen Volkspredigers Bruder Berthold von Regensburg († 1272) zweimal*) angeführt wird:

Nû biten wir den heilegen geist,
Umbe den rehten glouben aller meist,
Daz er uns behüete wol am ende,
So wir heim suln varn uz disem ellende.
Kyrieeleison.

Luther nahm die alte Strophe, die er in der Formula missae einen feinen schönen Gesang nennt (vgl. oben S. 109), unverändert aus dem geistlichen Volksgesange auf und dichtete drei Strophen hinzu. Sein Lied erschien zuerst in J. Walthers Chorbuch „Geystliche gesangk Buchleyn“ Wittenberg 1524, niederdeutsch im Speratusbuch 1526 und im Rostocker Gesangbuch 1531. Daß die alte erste Strophe beim Gottesdienst *in der Kirche* gesungen worden, oder gesungen werden solle, darauf deutet Berthold von Regensburg mit keinem Worte, obwohl er die alte erste Strophe zweimal citiert. Er thut dies vielmehr in der Absicht, die Leute zu mahnen, es möchten mehr Lieder gegen die Ketzer gedichtet und dadurch das Volk vor der gerade in jener Zeit um sich greifenden vermeintlichen Ketzerei gewarnt werden. Das von vollem Odem des Pfingstgeistes durchwehte Lied hat viel Tausende im Leben und Sterben erquickt, u. a. auch König Christian von Dänemark und Königin Elisabeth von England, die unter dem Beten desselben starben.

*) Vgl. Pfeiffer 1, 45 und Strobl 2, 63.

An manchen Orten wurde es bei Hinrichtungen gesungen und daher das Armesünderlied genannt. Lange Zeit war es das feststehende Lied in der lutherischen Kirche vor der Predigt, und besser konnte die evangelische Verkündigung für Prediger und Gemeinde nicht vorbereitet werden.

Unter den sogenannten Katechismusliedern ist oben schon das dreistrophige Danklied nach dem heiligen Abendmahl „Gott sei gelobet und gebenedeiet" genannt. Es gehört dasselbe aber auch zugleich in die Klasse der deutschen Lieder, welche Luther vorgefunden und umgestaltet hat. Die zweite und dritte Strophe sind Luthers eigene Dichtung. Auch in diesem Liede hat M. Vehes Gesangbüchlin vom Jahre 1537 die erste Strophe Luthers benutzt und drei Strophen hinzugethan, die oft aus Luther entlehnen. Die Absicht war entweder, Luthers Lied zu verdrängen, oder dasselbe als eine Umdichtung eines katholischen erscheinen zu lassen. Vgl. Goedeke a. a. O. 42 und Hoffmann v. Fallersleben: M. Vehes Gesangbüchlin, herausgegeben Hannover, Rümpler, 1853. S. 64. Da lautet Str. 2—4:

Erleucht du vns, o ewiges liecht!
Hilff das alles, so von vns geschicht,
Gott sey gefellig durch Jesum Christum,
Der vns macht heylig durch sein Priesterthum.
Kyrioleis.

O heyligste lieb vnd güttickeyt,
Durch deine gnad vnser hertz bewegt,
Das wir vnsern nechsten Christlich lieben
Vnd ewig bleyben in deinem Fryden.
Kyri.

O höchster tröster vnd warer Gott,
Hylff vns getreulich in aller nodt!
Mach rein vnser leben, Schenck vns dein Gaben,
Laß vns nit weichen vom rechten glauben.
Kyrioleis.

Das fünfte der von Luther erweiterten und umgestalteten deutschen Lieder ist das Lied **„Gott der Vater wohn uns bei,"** die Bearbeitung einer aus dem 15. Jahrhundert stammenden deutschen Litanei zur Zeit der Bittfahrten auf den Tag St. Marci (25. April) und in der Kreuzwoche. Dieser Bittgesang ist von Luther (1524) in der That „gebessert und christlich korrigieret". So begann z. B. Strophe 4 mit der Anrufung an Maria, Gottes Mutter, Str. 5:

O heylige Engell; Str. 6: Heylige Patriarchen; Str. 7: Heylige Profeten; Str. 8: Heylige Apostel; Str. 9: Alle vnschuldige kynder; Str. 10: Heylige Martyrer; Str. 11: Heylige Beychtiger; Str. 12: Heylige Jungfrawen; Str. 13: Heylige Wydtfrawen; Str. 14: Heylge Bysser vnd Bysseryn; Str. 15: Alle außerwelten wonet vns bey vnd helft vns gnad erwerben u. s. w. Hier also galt es vor allem evangelische Verkürzung und Vertiefung. Das Lied in seinem kräftig gedrungenen Ton wurde mit Freuden aufgenommen. Ich bin oft in zweifelhaften und schweren Sachen gestanden, sagte der Präsident des sächsischen Oberkonsistoriums Fr. von Metsch 1654 zum Hofprediger Dr. Weller, habe nicht gewußt, wo aus oder ein und was für ein Rat zu ergreifen. Weil ich nun in Ratschlägen antworten müssen, so habe ich zuvor zu Hause dies Lied angefangen und gesungen und darauf freudig mein Votum abgelegt, ist auch Gott Lob alsdann wohl gelungen und habe ich sichtbarlich Gottes Gnade gespürt, die mich also regieret, daß es noch wohl hinausgelaufen. — Valerius Herberger pflegte damit die Kranken und Sterbenden zu trösten, zumal in der Pestzeit des Jahres 1613. Besonders beliebt war das Lied in der Familie der Kurfürsten von Sachsen. Aus der Jugendzeit des Kurfürsten Joh. Georg III. († 1691) wird folgende Hausordnung mitgeteilt (vgl. Danneil a. a. O. 45): „Nach angelegter Kleidung werde Se. Fürstliche Gnaden dem allgemeinen Frühgebet samt dem ganzen Hofstaat mit gebührender Andacht beiwohnen, dabei allezeit ein oder zwei Kapitel aus der Bibel mit kurzer Erklärung und ein Stück aus dem Katechismo Lutheri von einem Edelknaben wechselweise gelesen und zum Beschluß „Gott der Vater wohn uns bei“ gesungen werden soll.“

Bei M. Vehe lautet Strophe 4:

Maria Gottesmutter wonn vns bey
Vnd hilff vns gnad erwerben,
Das wir der sunden werden frey
Vnd entlich selig sterben.
Deine vorbit vns mitteyl,
Reine Magd Maria,
Tzu erlangen ewigs heyll,
So singen wir alleluia.
Alleluia singen wir
Gott vnd dir zu lobe,
Das er vns erzeygen woll
Seyne Göttliche hülde.

Strophe 5:

O heylige Engell wönt vns bey
Vnd helfft vns gnad erwerben,
Das wir von sunden werden frey
Vnd entlich selig sterben.
Ewer vorbitt vns mittheylt,
Wie auch thut Maria,
Zu erlangen ewigs heyll,
So singen wir alleluia u. s. w.

Ähnlich an Fülle und Energie ist das Lied **„Mitten wir im Leben sind mit dem Tot umfangen.“** Die Antiphone de morte Notkers des älteren (Balbulus † 912, im Unterschiede von Notker Labeo † 1022), des Haupts der St. Galler Sängerschule, die unserm Liede zu Grunde liegt, lautet:

Media vita in morte sumus.
Quem quaerimus adjutorem
Nisi te domine?
Qui pro peccatis nostris
Juste israsceris.
Sancte deus, sancte fortis,
Sancte et misericors salvator:
Amarae morti ne tradas nos.

Der Schluß dieser Antiphone, welche an Jes. 6, 3 anklingt, ist von hohem Alter und gehört dem morgenländischen Kirchengesange des 5. Jahrhunderts an. Über die Entstehung des Notkerschen Liedes wird uns berichtet, daß der Dichter einst Arbeitern zugesehen, die am Martinstobel unter drohender Lebensgefahr eine Brücke über einen jähen Abgrund bauten, und unter den Schauern dieses Anblicks seine Antiphone verfaßt habe. Das „Media vita“ wurde im Mittelalter ein allgemein üblicher Klag- und Bittgesang bei großen Gottesgerichten und im 13. Jahrhundert regelmäßig am Sonnabend vor Laetare zur Complet, der letzten der sieben Tageszeiten, gesungen. Auch als Schlachtlied wurde es von den das Heer begleitenden Priestern vor und während der Schlacht angestimmt. Dem gewaltigen Liede schrieb man bald eine magische Kraft zu, so daß es oft als eine Art Fluch- und Zaubergesang gebraucht wurde. Die Synode von Köln 1316 sah sich zu der Verordnung bewogen: daß niemand ohne Erlaubnis seines Bischofs das Media vita singen solle. Deutsche Übersetzungen waren schon im 15. Jahrhundert mehrfach vorhanden, so

teilt das Baseler Plenarium (1514) auf der Rückseite des Titelblatts eine solche mit:

In mittel vnsers lebens zeyt
im tod seind wir vmbfangen,
Wen suochen wir, der vnſs hilffe geyt,
von dem wir huld erlangen,
Dann dich herr alleine,
der du vmb vnser missetat
rechtlichen zürnen tuost.
Heiliger herre gott,
Heiliger starcker gott,
Heiliger vnd barmhertziger heiler,
ewiger gott,
laſs vnſs nit gewalt tuon des bitteren tods not.

Durch Luther hat die alte Antiphone eine wahre Verjüngung und erst ihren evangelischen Vollgehalt erhalten. Er dichtete (1524) zwei Strophen hinzu, worin er, wie Uhland schon treffend sagt, tiefer als Notker in den Abgrund schaut, in den Abgrund der Sünden- und Höllennot und den Retter von oben um so mehr verherrlicht. Dem Grundgedanken der alten Antiphone giebt er die tiefste und markigste Ausführung. In den Worten:

Mitten in der Hellen Angst
Unsere Sünd uns treiben,
Wo sollen wir denn fliehen hin,
Da wir mögen bleiben,

erhebt sich der reformatorische Bußruf mit erschütternder Kraft. Mit Recht hat man daran erinnert, daß die Mischung von Jamben, Trochäen und Daktylen in diesem Meisterstück Luthers den Glaubensmut des Christen, kämpfend mit Tod, Sünde und Hölle, samt dem endlichen Siege zur Darstellung bringe. Mich. Vehe nahm auch hier keinen Anstand, diese Strophe nach Luthers Fassung, nicht aus dem Plenarium, wörtlich in sein katholisches Gesangbuch (1537) aufzunehmen und mit zwei eigenen Strophen zu vermehren, die sich neben der Luthers matt genug ausnehmen und deren Reimstellung zu der der ersten nicht einmal paßt. (Vgl. Hoffmann v. Fallersleben: M. Vehes Gesangbüchlein S. 89, nr. XLII.)

Luthers Lied war von großer, ja mächtiger Wirkung und wurde auch den von ihm 1542 herausgegebenen Begräbnisliedern einverleibt. Die Melodie hat mit der Weise der alten lateinischen Antiphone, die sich in Luc. Lossius Psalmodia, Nürnberg 1553, findet, nichts als die phrygische Tonart gemein. Ihr Ursprung ist

noch in Dunkel gehüllt, doch scheint auch sie dem (geistlichen) Volksgesange zu entstammen, wofür auch der gleiche Anfang mit der Weise „Gott der Vater wohn uns bei," zeugt.

Dies Media vita, welches in seiner alten Fassung schon die Stedinger im Mai 1234 bei Altenesch im Todeskampfe wider das gegen sie geschickte Kreuzheer und die Schweizer in der Schlacht bei Sempach auf ihren Knien sangen, und welches nachher in Luthers vertiefender und erweiternder Form viel tausend geängstete und gejagte Christenherzen mächtig getröstet hat, erscheint fast in gleichem Grade wie das „Ein feste Burg ist unser Gott," welches sich an Psalm 46 anlehnt, als ein freies Erzeugnis Luthers, als Originallied, als Luthersches Kern- und Kraftlied. Und so sind eigentlich alle seine Lieder, die er von deutscher Zunge nahm, um sie zu bessern, zu ergänzen, zu vollenden, gerade in dieser Erweiterung und Vertiefung „das selbständige Hinaussingen dessen, was in einzelnen abgebrochenen Lauten schon vor der Reformation aus dem Herzen des Volks hervorgebrochen war" (Steinmetz a. a. O.). Was von Ansätzen zum deutschen Kirchenliede im Volk irgend vorhanden war, das ist durch Luther nicht nur nicht zerstört oder verderbt, sondern zur Entfaltung, ja zu einem Baum mit reicher Krone ausgewachsen, vergleichbar der Sprache seiner Bibelübersetzung, so daß man nicht nur im allgemeinen, sondern gerade bis ins Einzelste und Kleinste hinein diese Evolution des kirchlichen, wie des deutschen Geistes und Geisteserbes in Luther verfolgen und bewundern kann.

### 7. Die von Luther frei gedichteten Lieder.

Von den sogenannten „**frei gedichteten Liedern,**" d. h. denen, die ohne Anknüpfung an biblische und kirchliche oder volksmäßige Vorlagen entstanden, sind jene beiden Erstlingslieder „Ein neues Lied wir heben an" und: „Nun freut euch, liebe Christengemein" schon oben (S. 102 f.) behandelt. Außer diesen sind, je nachdem man das Lied „Jesus Christus, unser Heiland, der den Tod überwand," das in seiner ersten Strophe auf J. Hussens Lied beruht, mitzählt oder nicht, noch sechs, beziehungsweise fünf frei gedichtete Originallieder.

„**Christ lag in Todesbanden, für unsre Sünd gegeben,**" ein Osterlied in 7 siebenzeiligen Strophen zuerst im Erfurter

Enchiridion vom Jahre 1524. Die Melodie ist eine wahrscheinlich von Luther selbst unter J. Walthers Beirat hergestellte Umarbeitung der schon um 1200 bekannten Melodie „Christ ist erstanden“. — Vielleicht, daß Luther auch hier eine alte Sequenz vor Augen hatte, nämlich die aus dem 11. Jahrhundert stammende Ostersequenz Victimae paschali laudes immolent christiani. Hier finden sich die auch sonst von Luther citierten Worte: Mors et vita duello conflixere mirando. Dux vitae mortuus regnat vivus. Dieser Gedanke wird von Luther in der vierten Strophe drastisch so wiedergegeben:

Es war ein wunderlich Krieg,
da Tot und Leben rungen,
das Leben behielt den Sieg,
es hat den Tot verschlungen.
Die Schrift hat verkündet das,
wie ein Tot den andern fraß,
ein Spott aus dem Tot ist worden.

Diese Wendung deutet offenbar auf jene bekannte, den deutschen und slavischen Stämmen gemeinsame Frühlingsfeier des „Totaustreibens“. Sie fand im März, in Deutschland am Sonntag Laetare statt, der darum auch Totensonntag hieß und bestand darin, daß man eine Strohpuppe, die den Winter und Tot vorstellte, vor die Stadt oder das Dorf trug und in das Wasser warf, dagegen mit einem buntgeschmückten Tannenreise, als Zeichen des Frühlings zurückkehrte. Dabei wurden Lieder gesungen, von denen eins begann:

So treiben wir den Winter aus (den Tot hinaus)
durch unsre Stadt zum Thor hinaus,
mit sein Betrug und Listen
den rechten Antichristen.
Wir stürzen ihn von Berg und Thal,
damit er sich zu Tode fall.

Diese volksmäßigen Frühlingsgebräuche und dramatischen Vergegenwärtigungen, aus denen sich das geistliche Osterspiel entfaltete, waren Luther nicht unbekannt. Ist doch das Lied „Nun treiben wir den Papst hinaus“ von Luther mit seines Namens Unterschrift herausgegeben: „Ein Lied für die Kinder, damit sie zu Mitterfasten den Papst austreiben. D. M. L.“ Davon sagt Mathesius zum Jahre 1545: Dies Jahr besuchte ich Dr. Luther zum letztenmal (es war das Jahr vor seinem Tode) und bracht ihm das Lied mit, darin unsere Kinder zu Mitterfasten den Antichristen

austreiben, wie man etwan dem Tod und die alten Römer ihren Bilden und Argeis thäten, die sie auch ins Wasser warfen. Dies Lied gab er in Druck und macht selbst die Unterschrift: „Ex montibus et vallibus ex silvis et campestribus.“

**„Vom Himmel hoch, da komm ich her.“** Ein Kinderlied auf die Weihnachten, vom Kindlein Jesu, im Klugschen Gesangbuch, Wittenberg 1535. Den Inhalt des Festevangeliums hat Luther hier frei und wiederum mit Hinweisung auf einen volksmäßigen Gebrauch wiedergegeben. Ganz nach der Weise der alten „Weihnachtsspiele“ und des deutschen Volksliedes läßt er den Engel mit seiner Botschaft hervortreten, ohne sein Erscheinen erst anzukündigen oder sonst die Situation zu erläutern. Sicherlich hat Luther hier ein bestimmtes Volkslied vor der Seele geschwebt, nämlich das „Aus frembden Landen komm ich her.“ Der Feier des Weihnachtsfestes war schon längst vor Luthers Zeit der Charakter einer kindlich frommen Freude gegeben, wie sie sich besonders in unsern „Weihnachtsspielen“ äußert. (Die Belege dafür bieten mein „Weihnachten in deutscher Dichtung“, Leipzig 1881, S. 180 f.) In diese dramatische Feier waren auch sogenannte „Wiegenlieder“ eingelegt, die man bei der Krippe dem neugebornen Heilande sang. Noch bis in unsere Zeit hinein nennt man das in der Christnacht übliche Singen von den Kirchtürmen (so z. B. in Tübingen, so in Wildungen) „das Kindlein wiegen“. Auch Luther verschmäht in seinem Liede nicht den herkömmlichen Ton, u. a. auch nicht das herkömmliche Susaninne in Str. 14, den Nachklang der alten Wiegenlieder in der Christmette, wo eine Wiege am Altar aufgestellt war, an welcher Maria saß, die da sang: „Josef, lieber Josef mein, hilf mir wiegen mein Kindelein,“ oder „Susaninne, Jesus ist darinne“; suse oder sause heißt schlaf und ninne Kind, wie z. B. in dem Wiegenliede aus Niederdeutschland „Suse, liebe Ninne, wat ratschelt im Stroh?“ susâ ist Imperativ mit verstärkendem â, klevisch suysen (wiegen), hochdeutsch im 14. Jahrhundert säusen d. h. mit sausendem summendsingendem Ton wiegend einschläfern; ninne scheint aufgenommen aus italienischem ninna = Wiegenkind, spanischem niño, niña. Daher in der Aachener Kindersprache die nina = Wiege. — Lange wurde Luthers Weihnachtslied in den Kirchen so gebraucht, daß ein Knabe in der Gestalt eines Engels mit gekröntem Haupte über der am Altar aufgerichteten Weihnachtskrippe dastehend oder schwebend dasselbe

anstimmte. Auch in dem Berliner Weihnachtsspiel, von den Prinzen und Prinzessinnen des kurfürstlichen Hofes im Jahre 1589 aufgeführt (vgl. meine Ausg. Leipzig 1882, S. 14), wird Luthers Lied von einem Kinde, nämlich der jungen Markgräfin Agnes gesungen, worauf dann die lieben Englein all anstimmen:

Sause, sause, sause, sause Kindlein,
Du bist mein, ich bin dein.
Jauchzet und springet,
Klinget und singet u. s. w.

Luthers Lied wurde, wie es durch und durch volksmäßig ist, auch allgemein in der deutschen Christenheit verbreitet, wie denn Olearius berichtet, daß es auch von Katholiken wie Reformierten vielfach gebraucht werde. Martin Hammer gab 10 Predigten über das Lied heraus. 2. Aufl. Leipzig 1617. Das Kölnische Gesangbuch vom Jahre 1608 hat zehn Strophen aufgenommen, das vom Jahre 1619 und das Spee'sche Jesuiterpsälterlein läßt nur Str. 12, sowie 14—17 weg.

**„Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort."** Auch dies Lied heißt ein Kinderlied, doch wohl nur deshalb, weil es zunächst bei dem im Jahre 1541 wider die Türken in Wittenberg angeordneten Gottesdienst für den Gesang der Chorknaben bestimmt war. Die 4. und 5. Strophe (Ihr Anschläg, Herr, zu nichte mach — und: So werden sie erkennen doch) rühren von J. Jonas her. So sagt Cyriacus Spangenberg in seiner Cithara Lutheri Erfurt 1572: „Wie nun Gott seine Macht an unseren und seinen Feinden beweisen solle, verkleren die zween Vers, so der Ehrwirdige und Christliche Lehrer Doctor Justus Jonas, der Elter, zu diesem Psalmlin Lutheri gemacht hat, Vnd man bißweilen auch darein oder darauff singet, Welche gar wohl gestalt sind und also lauten: Ihr anschleg, Herr, zu nichte mach" u. s. w. Das dreistrophige Lutherlied erschien in dem Klugschen Gesangbuch 1543. Das Lied war den Papisten höchst widerwärtig und gab zu vielen Verfolgungen Anlaß. Solchen Evangelischen, die unter katholischer Obrigkeit standen, wurde das Singen desselben bei harten Strafen verboten. So entstand 1548 der Gedanke, das Lied zu ändern und die den Papisten anstößigen Ausdrücke zu beseitigen. Die odiöse Zusammenstellung „Papst und Türk" veranlaßte auch Freylinghausen zu der Änderung „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur der Feinde Christi Mord," die viele Nachfolger fand.

Die beiden Zusatzstrophen zu dem Liede Luthers, das mit der dritten seinen vollen Abschluß schon gefunden, soll J. Jonas im Hinblick auf das Tridentiner Konzil, nach andern zur Zeit des Interims gedichtet haben. Das Lied wurde ein rechtes Bekenntnislied der lutherischen Kirche, ja eine „armatura Christianorum optima“. So wurde es wiederholt während papistischer Predigten von den evangelisch Gesinnten in der Gemeinde angestimmt und so erscheint es auch in einem Drama von Bartholomeus Krüger von Spernberg im Jahre 1580, wo es zugleich auch bestimmungsgemäß als Kinderlied verwendet wird, indem die Kinder des Christoforus, der hier als Repräsentant des deutschen Volks auftritt, die Versuche der Papisten, des Vaters Glauben und Lehre als Ketzerei darzustellen, einfach niedersingen, indem sie mit dem Vater zusammen mit heller Stimme anheben: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steur des Papst und Türken Mord,“ worauf die Papisten antworten: „Das Lied, so eure Kinder sungen, ist nur vom Teufel her entsprungen.“ (Vgl. meine Ausgabe, Rostock 1883, S. 4—6.) — Als Kurfürst Johann Friedrich in der Schlacht bei Mühlberg 1547 gefangen genommen war, ließ seine Gemahlin, die Kurfürstin Sibylla, in der Schloßkirche wöchentlich dreimal die Litanei und dies Lied singen mit der Zusatzstrophe:

Ach Herr laß dir befohlen sein
unsern Landesherrn, den Diener dein;
im festen Glauben ihn erhalt
und rett ihn aus der Feind Gewalt.

Das Lied **„Vom Himmel kam der Engel Schar,“** ein Weihnachtslied in 6 Strophen, zuerst im Klugschen Gesangbuch 1543, in seiner Haltung kürzer und gedrungener als das „Vom Himmel hoch da komm ich her.“ Gleich diesem atmet es die echte evangelische Weihnachtsfreude und geht in kurzem Schritt und kraftvoller Sprache, so z. B. Str. 4:

Was kann euch thun die Sünd und Tod?
Ihr habt mit euch den wahren Gott.
Laßt zürnen Teufel und die Hell:
Gotts Sohn ist worden eur Gesell.

Auch dies Lied wurde öfters in die deutschen Weihnachtsspiele eingelegt.

Das „fein christlich Lied“ zu singen zum Begräbnis der Verstorbenen: **„Nu laßt uns den Leib begraben“** erschien zuerst in den „Geistlichen Liedern und Psalmen, durch Mart. Luth. Vnd vieler frommen Christen zusammen gelesen. Ordnung der deutsche Mess.

Gedruckt zu Magdeburg durch Michel Lother. MDXL" mit Luthers Namen, dem in diesem Gesangbuche auch Spenglers Lied „Vergebens ist all müh und kost" beigelegt ist.

Das Originallied ist von Mich. Weiße, wie denn Luther selbst die Autorschaft in dem genannten Gesangbuche ablehnt: „Es führet meinen Namen, aber es ist nicht mein und soll mein Name hinfurt davon gethan sein; — ich wil niemand sein erbeit, mir zu eigen." Vgl. auch Fischer a. a. O. 119.

## 8. Die Macht der Lieder Luthers.

Von den übrigen Dichtungen Luthers sei schließlich noch genannt seine „Vorrede auf alle guten Gesangbücher", zuerst erschienen 1538 vor der Schrift von Joh. Walther: „Lob und Preis der löblichen Kunst Musika". Sie selbst tritt auf und spricht:

Für allen Freuden auf Erden
kann niemand keine feiner werden,
denn die ich geb mit meim Singen
und mit manchem süßen Klingen.
Hie kann nicht sein ein böser Mut,
wo da singen Gesellen gut;
hie bleibt kein Zorn, Zank, Haß noch Neid,
weichen muß alles Herzeleid;
Geiz, Sorg und was sonst hart anleit,
fährt hin mit aller Traurigkeit.
Auch ist ein jeder des wol frei,
daß solche Freud kein Sünde sei,
sondern auch Gott viel baß gefällt
denn alle Freud der ganzen Welt;
dem Teufel sie sein Werk zerstört
und verhindert viel böser Mörd.
Das zeugt David des Königs That,
der dem Saul oft gewehret hat
mit gutem süßem Harfenspiel,
daß er in großen Mord nicht fiel.
Zum göttlichen Wort und Warheit
macht sie das Herz still und bereit,
solchs hat Elisäus*) bekannt,
da er den Geist durchs Harfen fand.
Die beste Zeit im Jar ist mein,
da singen alle Vögelein,
Himmel und Erden ist der voll,
viel gut Gesang da lautet wol.

*) Elisa II. Reg. 3, 15.

Voran die liebe Nachtigal
macht alles frölich überal
mit ihrem lieblichen Gesang,
des muß sie haben immer Dank.
Vielmehr der liebe Here Gott,
der sie also geschaffen hat,
zu sein die rechte Sängerin,
der Musicen ein Meisterin.
Dem singt und springt sie Tag und Nacht,
seins Lobs sie nichts müde macht:
den ehrt und lobt auch mein Gesang
und sagt ihm ein ewigen Dank.

Wer möchte nicht diese Worte alle auf die Wittenbergisch Nachtigall selbst anwenden, die uns so herrliche Lieder gesungen, durchweht von der Glaubensfreude, die Luthers ganzes Wesen beherrschte, in der sich Christentum und deutsches Volkstum so innig verband. Die Freude an dem sündenvergebenden Herrn war seines ganzen Lebens Stärke. Es ist, wie Uhland sagt, immer der Glaube von seiner beseligenden Seite, der hier die Sprache und Poesie der lebendigsten, kindlichfröhlichen Heilsaneignung redet. Wir haben von ihm Weihnachts- und Osterlieder, aber kein eigentliches Passionslied, wie er auch aus den Psalmen keine trüben Bußlieder schöpft: er holt aus ihnen Stärkung und Freudigkeit, und wenn er beginnt: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ — so hört er auf: „Ob bei uns ist der Sünde viel, bei Gott ist viel mehr Gnade.“ Der finstre Geist weicht ihm vor Davids Harfenspiel, während die Späteren den finsteren Geist oft recht heransingen zu wollen scheinen. Gewissensangst, Verderbnis der Zeit, Eitelkeit alles Irdischen, Tod und Verwesung werden beliebte Gegenstände des geistlichen Liedes, wenn es auch solchen teils lehrhaften, teils rigoristischen Ergüssen keineswegs an kräftigen Zügen fehlt. Auch mystische Spielerei, wie sie in den alten Klosterliedern üblich war und in späterer Zeit wieder üblich wurde, passte nicht zu Luthers Wesen. Zudem war für ihn der Kirchengesang die unmittelbare Vereinigung des evangelischen Glaubens mit der Musika, dem „besten Labsal für einen betrübten Menschen.“ Der Geist der Freudigkeit, der seine Lieder durchweht, wurde durch sie noch verstärkt. „Sänger sind nicht sorgfältig (d. h. sorgenvoll), sondern schlagen die Sorgen mit Singen aus und hinweg.“ Der für uns geborene, gestorbene, auferstandene, gen Himmel gefahrene und mit dem Wort der Sündenvergebung all-

zeit gegenwärtige, kurz der lebendige Herr Christus, er ists, der sein Herz auch mitten im Jammer der Zeit mit hochschwebender Sangesfreude erfüllt. Aus allen seinen Liedern ruft Luther uns jenes Wort zu, das ihn selbst aus Staupitzens Munde einst mächtig aufrichtete und stärkte, als er bleich und bebend vor dem bei einer Prozession vorangetragenen Kreuze niedersank: „Unser Herr Christus schreckt nicht — unser Herr Christus tröstet.“

Und ob nun ältere lateinische, oder deutsche Lieder, ob Psalmen oder andere Bibeltexte ihm das Motiv zu seinen Liedern geben, oder ob er freiere dichtet, überall ist es das seligmachende Wort Gottes, das er hinaussingen muß. Ob er alte Kirchenmelodien aufgenommen, oder neue eigene eingesetzt hat, ob er in seiner Kammer, oder ob die volle Gemeinde sie singt, immer stammen sie aus einer Schöpfung Gottes, die im Herzen und in der Stimme des Menschen wirkt. Alle Klassifikationen lösen sich hier auf. Wir sehen Luther im Kirchenliede an einer heiligen Stätte knien, an der er Trost und Freudigkeit, Salbung und Stimme holt, womit ausgerüstet er jeder Arbeit und jedem Kampfe festen Schrittes entgegengeht. Er kannte den Quell, der täglich alle Flecken helle macht, den Jungbrunnen der Taufe, aus ihm floß immer die beseligende Kraft der Gnade, die er auch im Liede hinausträgt in die Christenheit.

An sprachlichen Härten und Schwerfälligkeiten fehlt es nicht: nicht immer ist das Metall des Inhalts in Fluß gekommen. Anderseits aber sind alle unnützen Künsteleien in Versbau und Diktion, alles Schulmäßige und Pedantische, Gezierte und Gespreizte, worin die Poesie jener Zeit zum großen Teil verfallen war, glücklich vermieden; dagegen zeigen die Verse eine gewisse natürliche Kunst und frische Natürlichkeit, wie sie den besten Volksliedern eigentümlich ist und einen dem Inhalt angemessenen Rhythmus, sowie leichte Singbarkeit. Und besonders vom evangelischen Kirchenlied gelten die Worte J. Grimms: „Was der deutschen Sprache Leib und Geist genährt und verjüngt, was Blüten neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luther.“ (Vgl. Goedeke a. a. O. XXXIV.)

Lieder, dieser eigenen Erfahrung entstammt, konnten, zumal in der vereinten Macht des Worts und der Melodie, ihrer Wirkung von vornherein gewiß sein. Keiner, sagt Uhland, hat es besser

vermocht, als es Luther zum guten Anfang gemacht hatte, selbst wenn wir von der glücklichen Vereinigung des Dichters mit dem Tonsetzer in seiner Person absehen. Eine höhere Ausbildung des deutschen Kirchenliedes, als Luther demselben gegeben, hat nicht stattgefunden und ist schon darum unmöglich, weil in Luthers Kirchenlied zugleich die Blüte des deutschen Volksliedes erscheint, wie in seiner ganzen Poesie und in seinem Werk überhaupt deutsches Volkstum und Christentum in geradezu vorbildlicher Weise verbunden ist. In ihm hat diese Vereinigung ihr reinstes, vollstes Gepräge erhalten. Und wenn im alten deutschen Volksgesange vom Nibelungenliede an Freud und Leid die beiden Pole sind, um welche sich die Poesie bewegt, so in Luthers Lied, dem Glauben der evangelischen Kirche entsprechend, Sündenleid und Erlösungsfreude. „Was ich vordem gewesen" und „was Gottes Barmherzigkeit an mich gewendet"; das Ich bin dein und Du bist mein, das ist gleich dem Grundtone des alten deutschen Volksliedes, auch der des Lutherschen Kirchenliedes, wie es der des evangelischen Kirchenglaubens ist. Luthers Lieder flogen, wie Vilmar*) sagt, wie von Windesflügeln getragen, von einem Ende Deutschlands zum andern, standen alsbald, nicht gelesen und gelernt, nur gehört und mit heilsbegierigem Herzen aufgenommen, in dem Gedächtnisse auch der Männer des niederen Volks, ja der Weiber und Kinder fest, fest auf eine lange Reihe von Generationen, ergriffen und erhoben alle Herzen und ergreifen und erheben sie noch heute; keiner folgenden Zeit ist es möglich gewesen und wird es möglich sein, etwas auf gleicher Weise Wahres, Wirksames, der Gemeinde so Angehöriges, etwas so Ursprüngliches und Gemeindebildendes zu erzeugen: unsere Zeit, wie alle folgenden Zeiten werden im evangelischen Kirchenliede auf die älteste Periode desselben als auf das unveränderliche Maß und die bleibende Richtschnur der wahrhaft kirchlichen Lyrik zurückgehen müssen.

Wie es beim echten Volksliede immer geschah, so wurde vollends diese Blüte desselben vom Volk mit dem größten Beifall aufgenommen und verbreitete sich oft in unglaublich kurzer Zeit. Anfangs gingen die Lieder auf einzelnen fliegenden Blättern aus, bald aber setzte ihre Erscheinung eine Menge von Druckerpressen in

*) L.-G. 10. Aufl. 299.

und außerhalb Obersachsens in Bewegung. In Erfurt allein waren vier verschiedene Drucker in den Jahren 1524 und 1525 mit der Herausgabe beschäftigt. So gingen sie von Stadt zu Stadt, von Mund zu Mund. So in Magdeburg, so in Lübeck. Als hier in Lübeck in der Jakobikirche ein Priester die Predigt geschlossen hatte, und für die Toten zu bitten im Begriff war, stimmten zwei kleine Knaben das Lied an: „Ach Gott vom Himmel, sieh darein" und die ganze Gemeinde sang mit, was von der Zeit an jedesmal geschah, so oft ein Papist in seinen Vorträgen sich der evangelischen Lehre zuwider erklärte. Dadurch wurde es auch bewirkt, daß der Rat die vertriebenen Prediger wieder einsetzen mußte. Ähnliches geschah an anderen Orten, wie in Oldenburg, Hamburg, Frankfurt, Göttingen. Hier in Göttingen gab 1529 ein Lied Luthers den ersten Anstoß zur Verbreitung der Reformation unter dem Volke. In Lemgo schickte der Burgemeister die Ratsdiener in die Kirche, diejenigen anzumerken, welche in dem Gottesdienst eine besondere Liebe zu der „neuen Religion" blicken lassen und die neuen Lieder mitsingen würden. Die Ratsdiener kamen bestürzt und meldeten: Herr Burgemeister, sie sungen alle. Dann ist alles verloren, antwortete der Burgemeister Floerke und legte sein Amt nieder. (Vgl. Lemgosche Chronik von Clemen.) So wird es begreiflich, wenn der Jesuit Adam Contzen klagte, Luthers Lieder hätten mehr Seelen zu Falle gebracht, als die Schriften und Reden.

Die unzählbaren evangelischen Kirchenlieder des 16. Jahrhunderts, die von Berufenen und Unberufenen verfaßt wurden, sind nicht bloß inhaltlich von Luther abhängig, sondern lehnen sich auch sprachlich so eng an ihn an, wie dies sonst nirgends in gleich hohem Grade geschehen ist. Die Sprache Luthers, soweit sie sich ein anderer aneignen konnte, erklingt nach H. Rückerts Urteil nirgends so unmittelbar, als in dem geistlichen Liede, und wenn auch hier nach Zeit und Individualität unterschieden werden kann, so ist doch das Wesentlichste von dem, was man seinen Sprachstempel nennt, nirgends so unverfälscht erhalten als hier.

So glichen Luthers Lieder den Posaunen, mit welchen Israel einst die festen Mauern Jerichos zu Fall brachte. Mir zweifelt nicht, schreibt ein Zeitgenosse Luthers, daß durch das eine Liedlein „Nun freut euch, liebe Christen gemein" werden viel hundert Christen zum Glauben bracht sein worden, die sonst den Namen

Lutheri vorher nicht hören mochten, aber die edeln teuern Wort in dem Liedlein haben ihnen das Herz abgewonnen, daß sie der Wahrheit beifallen mußten, daß meines Erachtens die geistlichen Lieder nicht wenig zur Ausbreitung des Evangelii geholfen haben. Und was Selnecker von dem Liede „Ein feste Burg ist unser Gott“ rühmt, daß nämlich die bösen Geister davor zittern und fliehen müssen, wenn sie diesen herzlichen Gesang hören, das gilt von allen seinen Liedern.

Daß mit Luthers evangelischem Kirchenliede die Erfüllung einer lang gefühlten kirchlich ökumenischen Sehnsucht endlich gekommen war, das zeigen am besten die katholischen Gesangbücher. Mich. Vehe, Dominikaner und Propst der Stiftskirche zu Halle, gab 1537 sein „Gesangbüchlein“ heraus, das älteste katholische Gesangbuch (1853 neu herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben), 1567 sammelte Joh. Leisentritt, Domdechant in Bautzen, ein großes katholisches Gesangbuch. Diesem folgten am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts zahlreiche andere: sie alle benutzten Luthers Lieder, oft freilich auch in verwerflicher Weise. Das Lied „Komm heilger Geist, Herre Gott,“ das Vehe nachweislich erst aus Luther kennen gelernt hatte, entlehnte er ihm, um es dann gegen ihn zu kehren, auch überarbeitete er wohl eins der Lutherschen Lieder, wie das „Aus tiefer Not schrei ich zu dir,“ um den Schein zu erwecken, seine Parodie habe Luther als Muster gedient und nicht Vehe und sein Genosse Kasper Querhamer seien die Fälscher, sondern Luther. Welchen Einfluß Luthers Lieder hatten, bezeugen manche Schriftsteller aus der römischen Kirche, wie der Karmeliter Thomas a Jesu, welcher sagt, daß Luthers Lieder seine Sache zum Erstaunen beförderten, daß man sie von allen Klassen des Volks und nicht bloß in Kirchen und Schulen, sondern auch auf Märkten, Gassen und Feldern singen höre. Duldete doch selbst der antilutherischgesinnte Herzog Heinrich von Braunschweig einige derselben auch in seiner Hofkapelle zu Wolfenbüttel.

Geschah dies aber in der Kirche, die Luther als Ketzer betrachtete, so kann man sich leicht vorstellen, was andere Kirchengemeinschaften thaten. Die böhmischen Brüder nahmen alle Lieder Luthers unverändert an und fügten sie dem Gesangbuch bei, das sie 1566 dem Kaiser Maximilian II. im öffentlichen Druck überreichten. Die reformierte Kirche in Deutschland und der Schweiz folgte diesem Beispiel und fügte fast allen Ausgaben ihrer, zuerst

1573 erschienenen Psalmlieder die meisten, oder auch sämtliche Lieder Luthers hinzu. Ebenso und teilweise früher verfuhr man in Holland, Frankreich, Polen, Ungarn und in den nordischen Reichen, ja selbst jenseits des Weltmeeres, sei es in Übersetzungen, oder in deutscher Sprache. So belebte und verjüngte sich nach und nach die Christenheit der ganzen Welt aus Luthers Lied, dem poetischen Mund der evangelischen Heilserfahrung und des evangelischen Bekenntnisses. Wo diese Lieder erklingen, da wird das bis orat qui cantat eine Wahrheit; sie erfrischen das Leben, durchleuchten das Grab und nehmen alles Trauern hinweg. Mit ihnen weht frische Lebensluft ins dumpfe Mauerwerk der alten Kirche. Das ist der letzte Sinn der Klage der römischen Theologen, wenn sie in das Wort von Conzenius (1620) einstimmen: Hymni Lutheri animos plures quam scripta et declamationes occiderunt, dies der letzte Sinn des Lobes der Reformierten, wenn sie mit Scultetus (1618) rühmen, daß Luther als ein rechter Orpheus Deutschlands die Summe der christlichen Lehre, wir sagen die Summe des christlichen Erfahrungslebens — in deutsche Reime sehr schön und völlig gefasset, auch mit wohlklingenden Melodien versehen.

Die singende lutherische Kirche aber wird in diesen Liedern zugleich eine fröhlich und fest bekennende und bezeugt es stets neu, daß in ihnen ein Strom der Kraft voll Licht und Frieden flutet, an dem schon Tausende sich satt getrunken. Schon darin liegt der Beweis, daß Luthers Lied gleich seiner Bibelübersetzung der ungetrübte Spiegel des vom Geiste des Evangeliums erfüllten, insbesondere durch die seligste Erfahrung von der Rechtfertigung vor Gott verjüngten, deutschen Geistes und Gemütes ist, eine Sprachniedersetzung der oberen Welt verbunden mit derjenigen der irdischen Heimat, eine Vermählung des Evangeliums mit dem deutschen Volkstum, in welcher Luther nur mit dem Sänger des Heliand vergleichbar, selbst einen Bonifatius weit überragend, dasteht als der gottbegnadetste Sohn seines Volks, dem auch heute noch, ja heute erst recht, wo es in Gefahr steht, ebenso entchristlicht wie entdeutscht zu werden, keine gesundere Speise gereicht werden kann, als Luthers Bibelübersetzung, Katechismus und Kirchenlied.

Das Verständnis der biblisch-paulinischen Erfahrungslehre von der Aneignung der Erlösung schloß sich folgerichtig an die Erfahrungen und Erlebnisse der Kirche über die Gottheit und Menschheit Christi,

die Gottheit des heiligen Geistes, die Dreieinigkeit, die Sünde, das Erlösungswerk. „Seit der apostolischen Zeit hat Luther unter allen Menschen das wahrste, der Offenbarung aufs vollständigste entsprechende, tiefste und stärkste Sündenbewußtsein gehabt“ und dies in Bibelübersetzung, Katechismus und Kirchenlied zum Nacherleben der gesamten Christenheit dargeboten. Der deutsche Reformator ist eine Säule im Tempel Gottes wie Athanasius und Augustin. Und was er empfing, ist allen bestimmt, die da fragen: Was muß ich thun, daß ich selig werde?*) In Luthers Bibelübersetzung, Katechismus und Kirchenlied ist wie sonst nirgends die Antwort gegeben für alle Zeiten und alle Völker auf die wichtigste aller Fragen, die Armesünderfrage, und dem Volke der Heilsweg gezeigt, der da führt zum ewigen Jubel der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott. Es ist der Heilsweg für alle Völker. Daß er aber dem deutschen Volke in seiner Sprache für seine Volksseele und Zunge insonderheit und in so einzigartiger Weise gezeigt und gewiesen ist, macht seine Verantwortung nur um so größer für den Tag, da Gott richten wird den Kreis des Erdbodens durch Einen Mann, in dem er alles beschlossen hat. Act. 17, 31.

---

*) Wilkens, Geschichte des spanischen Protestantismus im 16. Jahrhundert. Gütersloh 1888. S. 19. 20.

# Inhalt.

Von demselben Verfasser sind u. a. weiter erschienen:

**Klopstocks Abschiedsrede über die epische Poesie.** Kultur- und litterargeschichtlich beleuchtet nebst einer Darlegung der Theorie L. Uhlands über das Nibelungenlied. Halle 1868.

**Christoterpe,** Lieder und Sprüche fürs deutsche Haus. Parchim 1869.

**Das hessische Weihnachtsspiel.** Parchim 1869.

**Das Spiel von den zehn Jungfrauen,** eine opera seria, gegeben zu Eisenach 1322. Leipzig, J. Naumann, 1870.

**„Ein Seel vor Gottes Füßen lag."** Der sog. Minnespiegel. Gedicht aus dem Anfang des 14. Jahrh. Leipzig, J. Naumann, 1870.

**Altdeutsches Frauenlob.** Züge deutscher Sitte und Gesinnung aus dem Frauenleben. Leipzig, J. Naumann, 1873.

**Das älteste Mecklenburger Karfreitagslied.** Daselbst 1873.

**Das (Mecklenburger) Redentiner Osterspiel,** vom J. 1464. Bremen und Norden 1874. 2. Aufl. Norden 1885.

**Der Karfreitag in der deutschen Dichtung.** Gütersloh 1877. 1,80 M.

**Altdeutsches Leben.** Stoffe und Entwürfe zur Darstellung deutscher Volksart. 3 Bände, à 4 M., geb. 5 M. Gütersloh 1878—1880.

**Klaus der Bauer,** Fastnachtsspiel aus der Reformationszeit. Gütersloh 1879. 1 M.

**Weihnachten in deutscher Dichtung.** Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung. 2. Aufl. 1885.

**Christoforus.** Blätter zur Pflege deutschen Glaubens, deutscher Sitte und deutschen Rechts. Leipzig 1882.

**Das Berliner Weihnachtsspiel.** Von den Prinzen und Prinzessinnen im Jahre 1589 in Berlin aufgeführt. Leipzig 1882.

**Eine schöne lustige neue Aktion aus der Reformationszeit,** von Barth. Krüger von Spernbergk, vom Jahre 1580. Rostock 1883.

**Züge deutscher Sitte und Gesinnung.** Erster Teil. Das Leben in der Treue. 2. Aufl. Gütersloh 1889. 1,20 M.

**Züge deutscher Sitte und Gesinnung.** Zweiter Teil. Das Leben im Recht. 2. Aufl. Gütersloh 1889. 4 M.

**Züge deutscher Sitte und Gesinnung.** Dritter Teil. Das Leben im Dank. Gütersloh 1888. 1,20 M.